

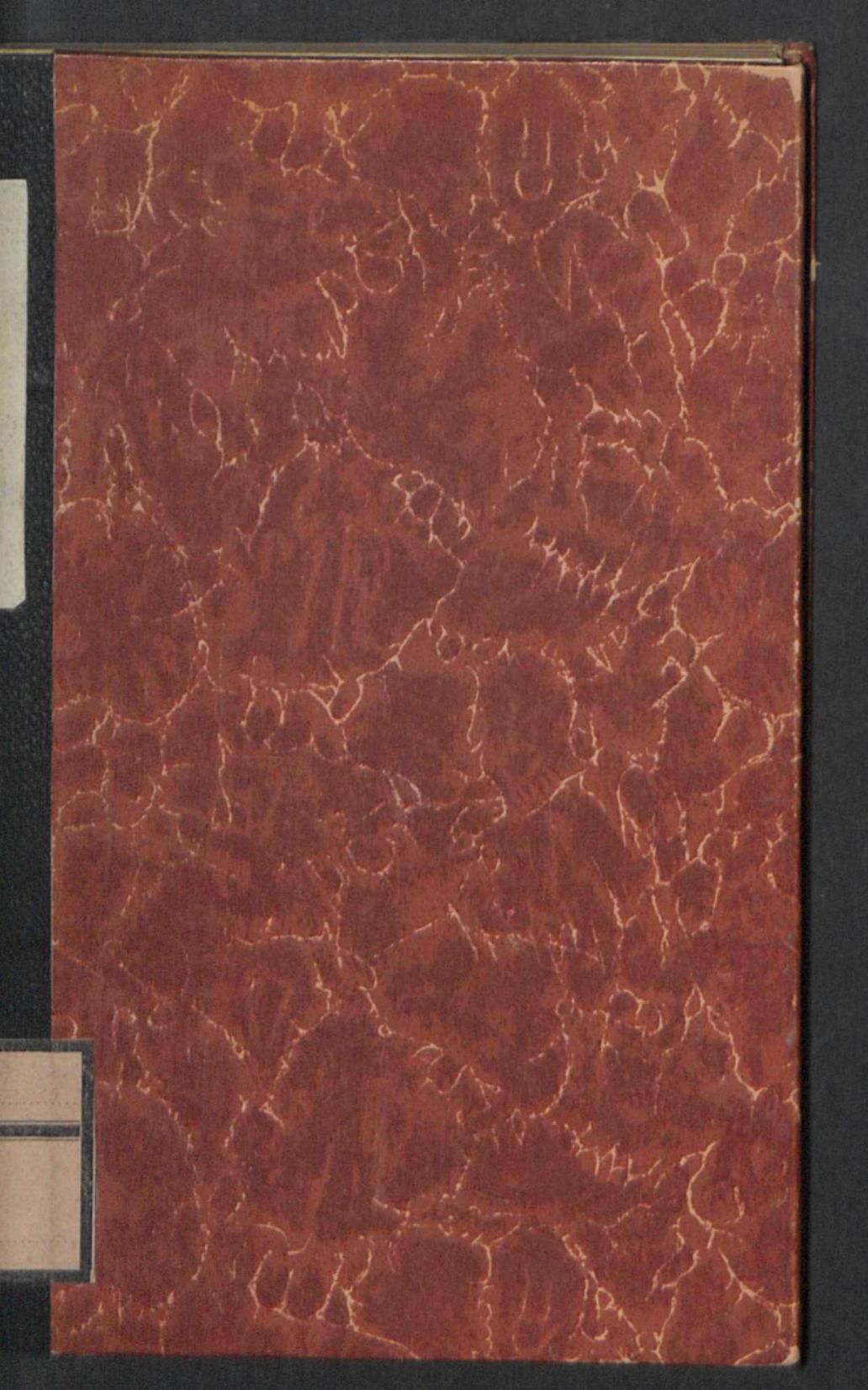
Karl Friedrich Deiters

## Ein Volksbuch für Meklenburg

Wismar: Schmidt und v. Cossel, 1845

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn827503091>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext



O. HÜNEMÖRDER  
UNIVERSITÄTS-  
BUCHBINDEREI  
ROSTOCK  
GRÜNER WEG 5

MK-840



Ex  
Bibliotheca  
Academiae  
Rodolphiensis



1937

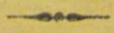
27.16.78. M.

Ein

# Volksbuch

für

## Meklenburg.



Von

A. Fr. Deiters.

---

Wismar, 1845.

Schmidt und v. Cossel'sche Raths-Buchhandlung,

PK-840.

MP 1765

Ein

# Handbuch

der

Rechnung.

von

H. C. Schmitt

Leipzig, 1845.

Verlag von C. F. Schmitt, Buchhandlung, Leipzig.

448

Ein

# Volksbuch

für

Meklenburg.

—•••—  
Von

K. Fr. Deiters.

Vertrieben in der vom Königl. Landrath...

---

Wismar, 1845.

H. Schmidt und v. Coffel'sche Rath's-Buchhandlung.



## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
1. Weltbeshauung im Jahre 1844. . . . .	1
2. Friedrich Pogge auf Bierstorff. Ein Zeit- und Lebens- bild. . . . .	12
3. Irland und Norwegen. Ein Unterschied aus der Wirk- lichkeit. . . . .	59
4. Stadtmann und Landmann, oder der neue Rock. Ein Gespräch zwischen zwei Brüdern . . . . .	61
5. Mittel wider die meisten Krankheiten. . . . .	74
6. Die Colonie Osterreich. . . . .	79
7. Mittel wider Prozesse. . . . .	86
8. Von Wegen und Stegen. . . . .	90
9. Pächter Appelboom in Taterow. . . . .	100

---

# Inhaltsverzeichnis

1	1. Einleitung	1
12	2. Die Geschichte der Botanik	12
30	3. Die Pflanzenwelt	30
61	4. Die Tierwelt	61
71	5. Die Menschheit	71
79	6. Die Geographie	79
88	7. Die Geschichte der Wissenschaften	88
90	8. Die Geschichte der Künste	90
100	9. Die Geschichte der Literatur	100

# 1.

## Weltbeschaauung im Jahre 1844.

In jedem Dorfe, ja fast in jedem Hause spiegelt  
sich ein Abbild des allgemeinen Zeitlebens.

B. Auerbach.

Ein guter Kalender soll nicht bloß zeigen, den Lauf der Sterne und den Wechsel der Planeten, und was sonst am Himmel mag passiren, er soll auch zeigen und ausdeuten die Begebenheiten auf Erden. Was hilft uns zu wissen, daß die Stunde schlägt, wenn wir nicht wissen, was sich in selbiger begiebt. Und wenn freilich Keiner künftige Dinge in Voraus sehen kann, so ist es doch gut und nützlich die vorausgegangenen und gegenwärtigen zu kennen, und daraus auf die kommenden zu schließen.

Ist es Weisheit oder ist es Narrheit, darnach zu trachten, daß man erfahre, was sich in aller Welt begeben? — Es ist Weisheit! — Narrheit und Schlechtigkeit obenein ist es, solcher Weisheit nicht nachzustreben. — Kennt ihr die Bibel? — Ich wills hoffen. Habt ihr darin die Geschichten der Lande, der Völker und Fürsten gelesen, die vor zweitausend Jahren sich begaben; habt Ihr in jenen Historien die Vorsehung erkennen und verehren gelernt, und Ihr wollt nicht um Euch blicken und zu erschäuen streben, was jetzt dicht um Euch passirt. — Antworte mir Keiner, daß seien unerbauliche Geschichten, antworte mir Keiner, daß sei eiteles Wissen, denn wer so urtheilt, der ist blödsichtig, und sollte lieber schweigen. Wer so urtheilt

let, der gleicht dem Käfer, der seinen Misthaufen, der Made, die ihren Käse für die ganze Welt ansieht. Beide leben in der Fäulniß und sterben im Unflathe — der Mensch aber soll nicht sein wie das Thier. „Unsere Vernunft scheidet uns vom Thiere“ — so sagt ein weiser Mann „aber wenn wir unsere Einsichten gebrauchen, um alle rein menschliche Interessen zu begreifen und zu umfassen, dann erst stellen wir uns über das Thier.“ — Also: richtet Euch auf! — Doch was rede ich. Leben wir doch in einer Zeit, wo wenn wir nicht zur Welt gelangen wollen, die Welt zu uns kommt. Sehet nur die Dampfschiffe, die Eisenbahnen, die Schauspieler, die Posten, den Handel und den Verkehr: die ganze Welt ist auf den Beinen, und steht immer mehr auf. Kommt sie zu Euch, so waret Euch, daß ihr sie erkennet und verstehet; denn giebt's Mißverständnisse, so fällt der Schaden Euch zu! —

Wenn wir aber um uns blicken, so liegt da zuerst

### Deutschland.

Als ich ein kleiner Knabe war hörte ich viel reden und erzählen von diesem herrlichen, reichen und mächtigen Lande. Ich sehnte mich, es kennen zu lernen, und dachte mir immer: Könntest du nur aus Mecklenburg hinaus kommen, so bekämeest du Deutschland wohl zu sehen. — Allendlich war denn der ersohnte Zeitpunkt gekommen. Ich sah die Grenze, kam herüber, glaubte in Deutschland zu sein, — war aber in Preußen. — Dort fragte man mich, „ob ich auch Taback in Pfunden bei mir habe?“ Es waren jedoch Bücher; mit denen ließ man mich weiter reisen, auf Universitäten.

Späterhin bin ich noch über manche Grenze, durch manchen Schlagbaum gekommen. Man sagte mir von Sachsen, Oestreich, Baiern, Baden — von Deutschland hörte ich nichts. Zuletzt kam ich

durch noch einen Schlagbaum. Da sagte man mir jenseits ganz unverhofft, „hier sei Deutschland zu Ende.“ Ich verjagte mich, machte ein dummes Gesicht, besann mich aber, und that als wenn ichs längst gemerkt hätte. — Nachher kam ich in Frankreich an. Halt, dachte ich, hier willst du deinen Preis herauskriegen: „ich bin ein Deutscher!“ rief ich. Die Franzosen sahen sich und mich wirklich ganz verwundert an; dann aber bemerkte einer: „die Oesterreicher sein doch immer halbe Spaßvögel.“ Dies Compliment mochte gut gemeint sein, behagte mir aber wenig, und bemerkte ich nun: „ich sei ein Mecklenburger.“ Jetzt wußten die Franzosen Bescheid: ein hübsches kleines Land, und ganz gute Leute dort; liege dicht hinter Hamburg. — Darauf habe ich nicht geantwortet, aber einen Kernfluch habe ich abgelaßen, der nicht österreichisch, nicht mecklenburgisch, aber recht gründlich deutsch war. Ich kann deutsch. — Das war eine fatale Begebenheit, als ich so mit Deutschland zu kurz kam. Damit es dem lieben Kalenderleser aber nicht ebenso zustoße, will ich's ihm erklären, wie man die Sache verstehen muß. Deutschland giebt es eines Theiles, und eines Theiles nicht. Abstreiten kann es keiner, aufweisen aber niemand. Es ist gerade so als wenn man von einer Wirthschaft redet. Was eine Wirthschaft ist, und wo Wirthschaften sind, das wissen wir alle recht gut. Man lasse mir aber den kommen, welcher mir das Stück Geräth, das Stück Vieh oder den Gegenstand zeige, der Wirthschaft ist. So ein Stück Dings ist nirgend zu finden, hat niemand gesehen, kann keiner packen — und dennoch ist's sonderbar: es kann eine Wirthschaft sehr gut zu Grunde gerichtet werden: Deutschland auch.

In eine Wirthschaft gehören allerlei Dinge, zu Deutschland über dreißig verschiedene Länder. Alle sind des Rennens werth, wie die Geographie, die wir hier nicht abhandeln, besagt.

Da wir also mit Deutschland zu nichts Festem kommen können, so wollen wir uns nur zurückbegeben, dahin von wo wir ausgereiset, nach

**Meklenburg.** — Leser siehe mir gerade in die Augen, bedenke dich, und dann sage mir: Kannst du mir ehrlich ansinnen, daß ich dir die Geschichte von Meklenburg — die frühere hast du ja in diesem Volksbuche schon bekommen — aus der Gegenwart vermelde? — Thust du's, so bitte ich dich, stehe auf, und gehe vom Ofen bis ans Fenster, da kannst du so ziemlich alles übersehen, denn Meklenburg läßt sich übersehen. Kannst du aber Alles was du siehst nicht begreifen, so komme diesen Herbst nach dem Bernitter Markt, wo bekanntlich die Fliegen ihre letzte Versammlung haben. Diese Dinger haben im Sommer manches gehört und gesehen, was andern einem verborgen bleibt. Wir wollen bis dahin die Fliegensprache lernen, daß wir's ihnen abfragen können, ehe sie sterben. — Ist dir dieser Vorschlag zu närrisch, lieber Leser, so frage ich, kannst du noch eine 16 Schillinge an deine Wißbegierde wenden? — Ja? — Da kaufe dir das in Parchim erschienene Volksbuch „Meklenburg,“ als worin du genau befinden wirst, was passirt ist und zu passiren im Begriff ist. — Hast du keine 16 Schillinge weiter, so verzage nicht, lies die alte Geschichte Meklenburgs noch einmal, und seufze: „es passirt nichts Neues unter der Sonne“, denn so spricht man in

**Oesterreich,** und befindet sich sehr gut dabei. Neue Schuhe drücken, neue Suppe brennt, und gar neue Gedanken — — ei was, die werden nicht über die Gränze gelassen, Contrebande! — Ferdinand der Kaiser hält es so, daß er nebenbei König von Ungarn und Böhmen ist. Hat auch noch mehr Länder, und Metternich, den wir noch von Bonaparte her kennen, mit dem er scharf umging, der hilft seinem Kaiser. Der Erzherzog Johann (er heißt eigentlich Fabian Sebastian Johann)

den wir von vorigem Kalender kennen, will am 20. Januar seinen 63ten Geburtstag feiern. Ich wollte, daß dieser wackere Oesterreicher noch lange lebte.

**Preußen** ist evangelischer Religion und Berlin liegt an der Spree. Am Rhein findet sich ein herrlich Theil Landes, die sogenannten Rheinprovinzen. Man schenkt sich da ziemlich reinen Wein ein, indem, wenn zwei etwas gerichtlich mit einander auszumachen haben, oder Untersuchung ist, es öffentlich vorgenommen wird. Die Partheien und andere Leute dürfen kommen und zusehen, wie das Recht gefunden wird, und wer abgewiesen wird, wer gestraft wird bekommt allemal den Grund zu wissen. In Königsberg (dies liegt an der andern Seite von Berlin, aber weit weit weg) ist man freilich hart an der russischen Grenze, die dicht versperret ist, hat auch kein öffentliches Gerichtsverfahren, aber viele tüchtige Leute, die wissen was sie wollen. An der dritten Ecke liegt Schlessen, und Breslau ist da die Hauptstadt. Der König Friedrich Wilhelm wird fünfzig Jahr alt, ein freundlicher kluger Mann. Sein Minister heißt Sichhorn. Wenn der König den künftig Jahr noch hat, wollen wir auf diesen Artikel zurückweisen.

**Baiern.** Am 17. August 1786 starb bekanntlich der alte Fritz von Preußen, acht Tage nachher ward König Ludwig von Baiern (Bayern, sagt er) geboren. Man kann also bei diesem Monarchen gut nachrechnen, wie lange der alte Fritz schon gestorben ist. König Ludwig hat acht eheliche Kinder, von denen der älteste Kronprinz, der zweite, Otto, König zu Griechenland ist. Auch drei Bände Gedichte, und noch weit mehr Mönchs- und Nonnenklöster hat der König geschaffen. Baukunst und Malerei sind in Baiern zu Hause, und wer was vergangen hat, braucht bloß dem Könige seinem Porträt Abbitte zu leisten, ehe er auf die Festung kommt. Rheinprovinzen hat Baiern auch, und

der Strich diesseits Nürnberg gehört noch zu Neubaiern.

**Sachsen** ist protestantisch obschon der König katholischer Religion ist. Seine Vorfahren hatten Mal Polen mit und wurdens deshalb. Im Ganzen ist Sachsen ein schönes munteres Land. Leipzig gehört auch dazu, wo die großen Messen sind, und wo grausam viel Bücher herauskommen. Die unter Aufsicht zu halten, das ist ein Stück Arbeit. Vielleicht will Sachsen sich das öffentliche Verfahren aus den preussischen Rheinprovinzen kommen lassen, aber mit Gelegenheit, nicht zur Post.

**Hannover.** Da regiert König Ernst August. Anfangs — er ist aus England gebürtig und hat einen Sohn der blind ist — konnte der König sich nicht recht mit seinen Hannoveranern verständigen. Es scheint sich aber Alles zurechtzuziehen. Man gewöhnt sich an Alles zuletzt. Der alte König war nämlich in England, wo er noch immer Unterthan ist, und fiel von der Treppe. Sein Minister ist Scheel.

**Württemberg.** Hier regiert König Wilhelm, der als Kronprinz die Kriege gegen Frankreich tapfer mitmachte, und nachher seines Volkes Liebe sich erwarb und erhielt, der als König seine Gesetze mit der Erklärung begann:

„Das Glück und der Wohlstand des Volkes müssen der alleinige Zweck jeder vernünftigen Regierung sein.“

Gerecht und gütig herrscht dieser Monarch über die Seinigen und sein Volk liebt ihn wie einen Vater. Wer von Württemberg's Land und Regenten spricht, der muß auch des ehemaligen Gesandten dieses Landes beim Bundestage, des wackeren, aufgeklärten Wangenheim in Ehren gedenken. Das einem das Herz aufgeht, wenn man mal Gelegenheit hat eines guten Königs ausgezeichneten Minister mit Aufrichtigkeit zu loben, das ist so in Ordnung.

**Baden** liegt auch da bei Baiern und Würtemberg hin. Dies Großherzogthum ist für alle Menschen die Gedanken haben und Zeitungen lesen ein wichtiges Land. Dasselbe hat nämlich eine Ständeverammlung, wohin aus allen Bezirken, nach Wahl der Einwohner, die tüchtigsten Leute, gesendet werden. Diese Mitglieder der Stände haben nun schon seit fünfzehn Jahren die Gewohnheit gehabt rein von der Leber weg zu reden. Wo einer sich ehrlich von überzeugt hält, das sagt er offen, und das darf er sagen. Es sind da oft zwei Partheien gegeneinander. Aber wenn die vor aller Welt sich ihre Gründe mit Kraft und nach Einsicht auseinandersetzen, und wenn dann die ganze Versammlung abstimmt und einen Beschluß fasset, da muß etwas Gutes bei entstehen; denn selbst wenn das Richtige nicht beschlossen wird, so ist es doch immer in der Nähe, und tritt bei der ersten Gelegenheit wieder auf. Da muß sich denn auch das Unrichtige gewaltig zusammennehmen, und so kommt es, daß in den Ländern wo Alles offen geprüfet und erwogen wird, sogar etwas Unrichtiges oft besser einschlägt, als in anderen Ländern dasjenige welches Ein für Alles, und ohne Untersuchung, als heilige Gerechtigkeit aufgestellt wird und hingenommen werden muß.

In Baden dürfen wir auch einige Namen wackerer Landstände nicht vergessen. Früher waren da von Rotteck, Duttsinger. Beide sind todt. Auch Mittermaier, ein Professor, der abging. Jetzt ist da der Vater Iststein, ein Mann klar wie ein Diamantstein und Kern durch und durch, dann der Professor Welcker, ein College des verstorbenen von Rotteck. Er hat Einsichten für tausend und stirbt für seine Ueberzeugung. Dann sind da Pastor Künzer, Advocat Sander, Buchhändler Bassermann, und viele andere wackere Leute, auch unter denen, die oft mit diesen im Streite liegen. —

Dies wäre so etwa das Wichtigste. Von den Hessen ist nicht viel zu erzählen. Da sitzt ein Professor Jordan, der die Landesconstitution gemacht, und sich dann gegen sie verschworen haben soll. Alle Welt meint, er sei unschuldig. Er ist zu fünf Jahre Festung verurtheilt, hat aber appellirt. Es wird viel davon geschrieben; denn die meisten glauben — ich auch — er werde freigesprochen, weil er gänzlich unschuldig. Von Braunschweig ist auch nicht viel zu berichten, als daß dies Land in den königlich preussischen Zollverein sich begeben, und dafür mit seinen hannoverschen Nachbarn in Hader gekommen zu sein scheint. Im Lager zu Lüneburg waren auch Braunschweiger mit. Ganz so gut als mit den Holsteinern standen sich die Mecklenburger aber nicht damit. Die Holsteiner, das sind Leute, mit denen sich was ausessen läßt. Da versteht man sich mit, und sie halten auch etwas auf einen. Vor dreißig Jahren haben Mecklenburger und Holsteiner sich ihre Tüchtigkeit bewiesen. Nach dreißig Jahren sind beide klüger, geben sich die Hand, und sagen: „Bruder, zwei harte Steine müssen nicht aufeinander, sondern miteinander malen, dann gnade Gott was daran und was dazwischen kommt.“ Kurz Mecklenburg und Holstein haben sich bei Lüneburg versprochen einander nicht im Stiche zu lassen, und das soll wahr werden.

---

Von den übrigen Ländern der Welt — denn ehe ich's vergesse, die vorgenannten gehören alle zu Deutschland — muß ich auch wohl einiges berichten, und zuerst von

**England.** Da ist die Königin Victoria verheirathet mit einem deutschen Prinzen, Albert von Sachsen Coburg. Königin ist sie allein. Sie hat Minister, die was sie thun, immer vor die Stände bringen müssen, und die sich nicht halten könnten,

wenn sie die Stände — das Parlament — gegen sich hätten, und wenn die Königin etwas ohne die Minister thut ist es ungültig, und thun die Minister mehr als gut und erlaubt ist, da kommt das Parlament darüber her. Alles wird offen verhandelt. Jeder weiß was geschieht, was war und was er zu erwarten hat. Das Landesgesetz wird öffentlich gehandhabt, und ist keine lateinische Schnur, die der eine bei Seite beugt, wo der andere unterdurch kriecht, und der dritte überweg springt, sondern es ist eine gußeiserne Mauer. Wer dagegeht bricht den Hals, und über und unterweg kann niemand. Soll das Landesgesetz verbessert werden, muß das ganze Land durch das von ihm gewählte Parlament mit übereinwissen und zustimmen. Dessen ist sich jeder Engländer sicher, darum ist er stolz auf sein Land. Er ruft nicht vivat hoch, sondern sagt: „England für immer, und mein Haus ist meine Burg.“ Merkt ihr's, Kalenderleser, auf solchen festen Grund kann viel aufgerichtet werden. Der Engländer nahm deshalb noch die See mit zu, und hat seit ein Paar hundert Jahren gefragt, wer ihm die nehmen will? — Wers wollte, dem lahmt die Hand, und England hätte den Profit davon, hinter welchen es immer scharf her ist; denn vom Handel lebt es, die Macht hat es, und da kann nicht fehlen, daß sich beides öfters für andere Völker etwas hart zeigt. Die Engländer sind Engländer, und keine andere Völker. Jeder sorgt für sich, und wohl dem der's kann. Geld regiert die Welt, und England hat das Meiste. Schulden auch die meisten; aber dem Reichen, der sicher ist, leiht man gerne, zumal wenn man erfährt wo's Geld bleibt.

**Frankreich** ist von lauter Franzosen bewohnt. Das will soviel sagen, daß es da Jahr aus Jahr ein etwas kriwelig hergeht. Die Verfassung ist jetzt ungefähr so als in England, aber der Franzose ist viel quecksilberiger wie der Engländer.

Er weiß, wenn er ihn zu Lande hätte, so würde er diesem Nachbar über sein. Da ist aber die See zwischen. Auf der See hat Frankreich auch schon eine stolze Flotte wieder schwimmen, die keinen in der Welt fürchtet, als den Engländer. Wenn man aber dem Franzosen sagt, er fürchte jemanden, so wird er rasend, und noch rasender, sobald man ihn an die Schmiere denken hilft, die er vor 30 Jahren bekam; das will das Volk immer wieder abwaschen. Aber die Franzosen haben noch Nachgedanken, und wissen nicht genau wie's abliefe, wenn sie zu feck wieder losgingen. Ihr alter König Ludwig Philipp sagte vor ein Paar Jahren, als er auf dem Throne saß: „man könne leidig zu Schaden kommen. Er habe auch schon Zeiten gehabt, wo er sich die Stiefel habe selbst putzen müssen.“ Jenes Spiel hat ihm aber nicht gefallen, wie es scheint, denn seitdem mischt er die Karten, und hütet sich vor's Ausspielen, deshalb blieb's bis dato Frieden.

Die Franzosen haben aber sehr ihr Gutes dadurch, daß sie die ganze Welt in Athem erhalten. Vor 14 Jahren, als ihr König zu weit ging — was sie gleich merkten — da nahmen sie flink ein neues an. Dem Engländer passen sie in der ganzen Welt auf, sagen sie seien seine dicken Freunde, und schenken ihm nicht das Weiße im Auge. So schrieb ein Admiral nach Paris, wenn er mit den Engländern zusammensetzte, so wollten seine Kanonen immer von selbst losgehen. Ludwig Philipp lies den electrischen Mann flink zu Hause berufen. Auf uns ist's nicht abgesehen, denn wenn man uns etwas wollte, müßten wir auch noch dabei sein, d. h. wenn wir Deutsche uns einig sind, kann uns niemand etwas, und so wollen wir mit Dank ansehen, wenn in Frankreich bißchen Leben ist, und uns manches von daher annehmen, mithin fleißig hingucken, sonst schlafen wir ein, und das ist uns schon mal nicht gerathen.

**Rußland** steht auch da mit 2000 Kanonen und 1200,000 Soldaten und Kosaken. Letztere wissen noch von 1814 her, daß es in Deutschland nicht so kalt ist als in Rußland, daß es hier gut was zu essen giebt, und viel Brandtwein, viel Brandtwein. Wir trinken deshalb nicht viel Brandtwein, um nicht dufelig und schläfrig zu werden. Wir haben nach Polen gekuckt, und gesehen, was das starke Rußland da vor einiger Zeit zu thun hatte, obschon die Polen uneinig und verrathen und im Stiche gelassen waren. Wir haben Lieutenant's aber auch Sensen und Fäuste, sind gewaltig treu, grausam einig und lassen einander allemal nicht im Stiche. Brüllen die Kosaken: Hurrah! schreien wir noch gräßlicher: Ja—ah! — Das beste ist nur, Rußland hat einen fetteren Braten an der

Gott grüß dich, Alter; schmeckt das Pfeifchen?  
Weis her; ein Blumentopf  
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen  
Was willst du für den Kopf? —

Bürger.

**Türkei.** Die kann nehmen wer will, denn der Türke ist zahm geworden, und hätte lange einen Herren, wenn einer Herr über die anderen Herren werden könnte, die dort auch alle Herr werden wollen. Da kommt der Engländer stolz angesehelt und bittet um's beste Stück: etwas Mageres könne er gar nicht ertragen, er wolle gerne das Fett nehmen, das für manchen Magen zu steif sei. Hoho! sagt der Franzose. Fett ist blank, was am Blanksten ist gehört mir, ich muß Parade damit machen, denn ich bin der Modenhengst, nach dem sich die Welt richtet. Ah was, mein Nachbar ist mein Freund, sagt der Russe, ich will mich seiner gänzlich annehmen, habe ja nicht weit und kenne den Weg ganz genau. „S'ist halter z'viel verlangt vom Russen,“ meint der

Destreicher, „woll'n schon auch a Stückla nehmen.“ — Der Türk sieht, daß keiner herankommt, meint daß alle ihn fürchten, und thut zu guter Letzt keinem Gut. Alle Christen werden todtgeschlagen. „Es thut's halt nimmermehr! — Es thut's halt nimmermehr!“

---

2.

## Friederich Vogge auf Bierstorff.

Ein Zeit- und Lebensbild.

1.

So wie wir geboren werden fängt die Welt an auf uns zu wirken, und das geht so fort bis an's Ende. \*)

Götze.

Jedes Menschen Leben hat seinen Werth. Etwas das Werth hat zu betrachten ist lehrreich. — Es gab große Männer die gewaltige Thaten vollbrachten, und von denen zu lesen unterhaltend ist. Besser als sich unterhalten, ist aber, sich belehren, und es läßt sich nicht leugnen, daß oft nahe bei uns Dinge passiren, die zu kennen uns nützlicher ist, als Napoleons Heldenthaten, oder die Schlachten des siebenjährigen Krieges anzustauen. Wenn man aber aus jedes Menschen Leben seine Belehrung ziehen kann, so verdient doch nicht jeder

---

\*) Mit dieser und den folgenden kleinen Ueberschriften soll der Leser die Aussprüche deutscher und anderer Männer erfahren, deren Namen von gutem Klange ist. Vielleicht paßt dann und wann das im Texte Gesagte zu den Sinnsprüchen, die jedenfalls etwas nachzudenken geben.

eine Lebensbeschreibung. Der, von dem man öffentlich berichtet, muß von gutem Metalle sein, das einen reinen Klang giebt. Hängt man doch keinen gesprungenen Grapen in die Kirche, um sich an seinem Schalle zu erbauen, sondern wählt dazu ein silberhaltiges Erz, das weithin einen klaren erbaulichen Ton giebt.

Alte Weiber — es giebt aber auch alte Weiber in Mannesgestalt die Hülle und die Fülle — lesen freilich gerne hinterm warmen Ofen bunte, krause und gräßliche Geschichten etwa von Rinaldini, von Schinderhannes und sonstigen Räubern und Banditen. Was kommt aber bei solchem Lesen heraus? — Man bringt die Zeit hin, um allerhand Zeugß in den Kopf zu kriegen, das einem vielleicht gerade dann einfällt, wenn man wohl vernünftige Gedanken nöthig hätte. Man kann sich aus solchen Geschichten nichts Gutes entnehmen, da sie theils Schlechtes enthalten, theils Lügen sind. Eine solche Aussaat giebt keine preiswerthe Erndte.

2.

Das sind die rechten Leser, die mit und über dem Buche denken. Wer, zu träge und unlustig, nicht den Muth verspürt, die losen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der geheimnißvolle Buchstabe ewig todt, und er thäte besser, zu graben und zu pflügen, als mit so unnützem Lesen müßig zu gehen. v. Eichendorff.

Eine gute Geschichte muß vor allen Dingen ihren wahren Grund haben; dann ist was daraus zu machen, was daraus zu entnehmen. Man muß aber auch solche Geschichte begreifen können. Heißt es z. B. „die Kaiserliche Majestät ließ sich von Rustan das mit Tigerdecken geschmückte Roß der Pyramidenschlacht vorführen,“ so denkt sich freilich jeder was dabei. Aber hunderter Gedanken über die Sache sind himmelweit verschieden,

und am Ende denkt nicht ein Einziger sich die Begebenheit so, wie sie in Wahrheit gewesen ist. Lesen wir aber: „Herr Pogge ließ sich seinen Braunen satteln und bringen“ so denkt sich das jeder auf'n Haar so als es gewesen ist.

Jede menschliche Handlung ist ein in's Leben tretender Gedanke, deshalb muß die Geschichte im Sinne der Ideen und Begriffen geschrieben werden. Herder.

Aber was sollen wir davon wissen? fragt ihr; das ist ja unbedeutend. Keineswegs! — Es kommt immer darauf an, wo sie hinritten. „Kaiserliche Majestät ritt hin und beschaute die Bauten in St. Cloud.“ Ja, davon haben wir nichts! — Herr Pogge aber ritt — nach seinem Winterschlage. Hier hatte er ein Stück, das vor Jahren schon Mergel bekommen, im letzten Herbst zum zweiten Male überfahren, und fand eine große Wirkung. — Desters thut der Mergel zum zweiten Male nichts. Pogge hatte aber gehört, daß aus der ersten alten Mergelgrube auch zugleich Ziegelsteine gebrannt worden. Er hatte sich gesagt, daß Erde die zu Ziegelsteinen tauglich ist kein Mergel sein kann (denn der verträgt bekanntlich das Brennen nicht und fällt in der Hitze auseinander) und hatte den Schluß gemacht, daß wenn auf die mit Ziegelerde überfahrene Stelle der wahre Mergel käme, das wohl was thun würde. Dies war eingetroffen, und das Werk lobte seinen Meister.

Nun sag mir mal, lieber Leser findest du nicht mehr Sinn in dem Ritt auf dem Braunen als in der Cavalcade auf dem Pyramidenroß, die oben ein nicht wahr ist? — Verlangst du von mir, daß ich davon noch mehr zusammenfabele. Ja proßt die Malzeit, ich habe keine Lust solche windige Geschichte zu schreiben, und halte dich zu vernünftig, als daß du Wohlgefallen daran finden könntest. Dagegen will ich dir Friedrich Pogges Le-

bensgeschichte erzählen, und weiß wohl warum. Hast du sie gelesen, so merkst du auch, hier kannst du nachfinden. Daß ich einen Mann gewählt habe, dessen Weg zu verfolgen Segen bringet, das laß meine Sorge seyn.

Nun aber ohne längere Vorrede ans Werk.

### 3.

Den Alten rechnet man den Irrthum zu Gute, weil sie die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber später in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der soll nicht abermals irren und suchen, sondern er soll den Rath der Alten nutzen und gleich auf guten Wegen fortschreiten.

Göthe.

Friedrich Vogge ward am 12. Mai 1791 zu Roggow geboren. Sein Vater war Domänenrath Vogge, der das Gut gepachtet hatte. Ein kluger Mann. Derselbe erzog seinen Sohn nicht wie manche Leute, die ihre Kinder vornehm wiegen und herrschaftlich pflegen, nein, er sagte zu dem Jungen „werde was, dann bist du was!“ Dies Wort ging nicht verloren. Der Knabe hatte viele Gelegenheit seinem Vater abzusehen, daß man immer streben muß, weiter zu kommen, und daß man mit bedachten Schritten oft das erreicht, was durch die unüberlegte That nicht selten für immer verloren geht. „Was du thun willst, das bedenke gehörig zuvor, dann aber lasse dich nicht weiter irrig machen; verachte keines Menschen Rath, folge aber deiner Einsicht, und wo du mit dieser geirret, da lasse es dir eine Lehre sein, auf deren Grunde du unverzagt anders, aber weiter vorwärts strebest“ — so sprach der würdige Alte, und der Sohn, er ließ es sich gesagt sein; denn in seines Vaters Hause galt es nicht, daß das Ei klüger sein will als das Huhn.

Lernen mußte der Knabe bei Candidaten und Pastoren, aber möglichst nur solche Dinge, die

man im Leben gebraucht, und davon nicht zu wenig. Alle die Weisheit womit man bloß Staat macht, blieb weg; aber auf das Feld des nützlichen Wissens, da wurde er desto treulicher geführt. Deshalb kam der Sohn bald nach Rostock, wo der nun verstorbene Professor Karsten noch lebte, der die Landwirthschaft lehrte. Das war ein braver tüchtiger Mann.\*) Er zeigte den jungen Leuten freilich nicht, wie sie den Pflug feilen mußten, aber er brachte ihnen bei, wann der Pflug zu gebrauchen, wann der Haken. Er lehre ihnen die verschiedenen Bestellungs- und Wirthschaftsarten kennen, und brachte ihnen den wahren Sinn bei, mit welchem man jedes Ding das angegriffen werden muß, erst von allen Seiten betrachtet, um es dann von der rechten zu handhaben. Er zeigte den jungen Leuten, daß die Landwirthschaft keine blinde Arbeit, sondern ein Werk sei das mit Einsicht unternommen, und nach Erfahrung vollführt sein will.

4.

Einheit des Sollens und Wollens erringen  
 Eignet der Jüngling beim Rossebezwingen.  
 Gardthausen.

Wer jung ist und einen besonnenen Mann findet, der sein Wissen und Erfahren aufrichtig mittheilt, der hat Gelegenheit einen Schatz zu sammeln, aus welchem im ganzen späteren Leben gangbare Münzen zu prägen ist. Unser Vogge war im Einsammeln ebenso munter, als er späterhin im Anwenden gewesen, und obenein fand er noch einen Mann in Rostock, von welchem er viel profitirte. Dies war der Stallmeister Eggers bei welchem er Reitstunde hatte.

\*) Seine Lebensbeschreibung findet sich auch in diesem Volksbuche; Jahrgang 1839, Seite 44—51. Exemplare davon sind noch zu haben.

Reitstunde. Es wolle sich keiner wundern, daß ein gesunder Junge vom Lande Reitstunde nöthig hatte und viel dabei lernte. Ein gewaltiger Reiter will fast jeder sein. Nirgends wird leichter über geurtheilt, als über Pferde und Reiten. Zumal Leute, die ganz und gar nichts davon wissen führen hier oft das größte Wort. Daß der Schneider keine Weste machen kann, darf man ihm allenfalls sagen, aber läßt man ihm merken, er könne nicht reiten, da wird er ebenso böse, als ein Superintendent von dem man behauptet, er sitze wie ein Schneider zu Pferde. Was ein gutes und ein schlechtes Roß ist, meint jeder Lehrjunge zu wissen, und geräth in Feuer und Flamme, wenn man mit ihm darüber streitet.

Darnach scheint es denn eine gewaltig leichte Sache zu sein.

Ganz anders ist es aber, wenn man mit Leuten zu thun hat, die sich in dem Fache etwas versucht haben. Diese sind keinesweges vorlaut und großsprecherisch. Sie wissen, daß es nirgend mehr auf kräftige Vernunft und besonnene Kraft ankommt als bei Pferden; und sie haben allermeist schon einiges Lehrgeld gebüßet, weil sie nicht, daß der Schein trüget, immer mißtrauisch bedachten. So nach kommt das Ganze darauf hinaus: ein guter Reiter muß auch ein tüchtiger Mann, und ein reeller Pferdekennner kann kein Dummkopf sein. — Das weiß das härrische Volk, welches hier so vorlaut mit einredet, und sich im Grunde selbst mit seiner Pferdeweisheit herausstreichen will.

Für einen jungen Menschen giebt es aber nirgends mehr zu üben und zu lernen, als auf der Reitbahn, wo Alles seinen Grund hat, jeder Grund beachtet sein will, und jede Unaufmerksamkeit, so oder so sich strafet. Gar mancher hat an Körper und Geist nicht einmal die Zuthaten, die hierzu gehören, — und ob jemand sie hat, das will ausprobirt sein.

5.

Ein Reiter kommt herangetrabt;  
Er scheint von Geist und Muth begabt.  
S i t h e.

Wie stattlich er zu Rosse sitzt,  
Voll Kraft und Gottvertrauen!  
Seht doch, wie ihm sein Auge blüht  
Aus seinen dunklen Brauen!

Hoffmann von Fallersleben.

Es ist nicht wahr, daß es mehrere Arten Menschen giebt, eine nur zum Dienen und Gehorchen, die andere zum Befehlen und Verzehren geboren. „Wer gut zu schwimmen weiß, kommt oben auf,“ der Grundsatz gilt auch da, wo kein Wasser ist. Daß der welcher sich viele Mittel unterwirft weiter kommt, als wer sich auf sich beschränkt ist gewiß, und Pogge ist in seinem Leben viel weiter gekommen, weil er reiten konnte nicht, sondern weil er gelernt hatte, das Pferd zu beherrschen, und zu beurtheilen. Es giebt Pferde, die hartnäckiger sind als Menschen, es giebt Pferde die voller Ränke und Tücke wie Menschen sind — und dann die große Kraft eines solchen Thieres. Bringt nur dem Knaben bei, so ein Wesen durch seine Vernunft zu bändigen, so soll der Knabe wohl den Verstand, welchen ihm Gott verliehen hat, gebrauchen und verwenden lernen. Zu passender Zeit, mit gehöriger Kraft und in richtiger Beurtheilung seines Gegenstandes das thun, darin besteht die Kunst des Lebens, und sovieler man hierin übertrifft, über so viele ist man Meister. Also wer mit Vor- und Nachgedanken reiten lernt übt sich fürs ganze Leben ein, und wer nicht fähig ist das mit Gedanken zu thun, auf dem wird zeitlebens geritten. Wer sich aber reiten läßt, der wird auch gedrückt, oft sogar geschunden. Deshalb ist endlich das Boßschsein auch eine Kunst — aber nur wer richtig zu reiten versteht, kann beurtheilen,

was es mit dem Stetigsein auf sich hat, und wann Zeit und Zweck dazu vorhanden.

Wir kommen unten auf die nähere Anwendung dieser Sache, jetzt müssen wir uns erst mal nach unserm Pöge umsehen.

6.

Wer muthig für sein Vaterland gestritten,  
Der bauet sich ein ewig Monument.

Rörner.

Von seinem achtzehnten bis zwei und zwanzigsten Jahre wendete ihn sein Vater an, das Gut Roggow zu bewirthschaften. In der letzten Zeit, im Jahre 1813, war das große Aufgebot gegen die Franzosen. Alle deutschen Fürsten riefen ihre Völker auf, sich für die Freiheit mit Gut und Blut zu bemühen. Die Freiheit (vom fremden Joche) sollte mit dem Theuersten erkaufte werden. Nachher — so hieß es — da käme die goldene Zeit und der reiche Segen des Friedens; wo jeder Unterthan die Wahrheit aussprechen, und vor dem Gesetze, oder vor dem Throne seines landesgebürtigen Regenten künden dürfe. Die Gerechtigkeit hervorzurufen, welche keinem fehlen solle, dies wolle der leidige Franzose nicht zugeben. Der müsse nun erst weggejaagt werden. Nachher käme es ganz anders. Der Friede und sein Segen solle künftig dick an allen Ecken blühen — jedoch gethan müsse was dafür werden, nämlich für die Fürsten mit den schönen Verheißungen.

Frisch heran,  
Mann für Mann,  
Wer den Sarras schwingen kann!

hieß es.

Damals ging das Kriegsfeuer über Alles, und wer das bedenket, der wird einsehen, wie sehr ein junger Mensch, als unser Pöge für das schwärmte, was er nicht bloß für recht gut, nein was damals

in aller Welt für das einzig Löbliche und Schöne gehalten wurde.

7.

Wer möchte nicht gerne ein Held sein?  
Gleim.

Vogge und sein jüngerer Bruder — der jetzige Gutsherr auf Roggow — wollten beide den wehenden Fahnen in den Kampf folgen, wollten beide dem Rufe des Vaterlandes — so nannte man es damals — Gehorsam leisten. Da trat aber der Vater mit der Erklärung hinzu: Einer von den beiden Söhnen dürfe nur in den Krieg, der Andere müsse bei ihm bleiben! — O, das war ein kalter Nachtfrost für die freudig aufgeblüheten Wünsche der jungen Männer. Es war eine bittere Nachricht, daß einer der Brüder bleiben müsse. Es war ein schwerer Kampf, welcher von ihnen bleiben sollte. Friederich Vogge hatte die Kraft ihn zu bestehen — und sah betrübt seinem jüngeren Bruder nach, als derselbe die Waffen ergriff und in den Krieg zog.

Der Rossgebändiger hatte gelernt seine Wünsche bändigen. Wenn das alle Menschen könnten, dann würden sie weit weniger geknechtet. Wünsche die man nicht beherrscht, werden laut, und zeigen der Welt die schwache Seite, bei der wir zu fassen, und durch welche wir zu beherrschen sind.

8.

Zum Kriege gehört Geld; zum Gelbe Verstand.  
v. Clausewitz.

Während der jüngere Bruder mit Hauen und Schießen den Franzosen das Heil des ewigen Friedens patriotisch abringen half, legte auch unser Vogge die Hände nicht in den Schooß. Sein Vater hatte übernommen die Pferde für das Corps

des General Wallmoden zu liefern, und dabei gab es zu schaffen und zu sorgen die Hülle und die Fülle. Der Sohn mußte wacker helfen, und konnte nun anwenden, was er auf der Reitbahn gelernt hatte. Beim Pferdehandel kommt es nicht blos darauf an, daß man so ein Thier richtig beurtheilt, dies ist das Wenigste: es kommt darauf an, daß man es gut einkauft, und mit Vortheil wieder absetzet. Mithin muß man für das Pferd einen richtigen Blick, und für den Herren desselben einen ausreichenden Verstand haben. Der, dem der Verkäufer über wird, der soll wohl lassen mit Vortheil weiter zu verkaufen — und wer ein noch so gutes Pferd hat, und weiß es nicht gehörig an den Mann zu bringen, verfehlt den Profit. So nach muß, wer mit Pferden gute Geschäfte machen will, vor allen Dingen auch mit Menschen umzugehen wissen.

Man sehe nur die Schreiber auf dem Lande an. Ein Pferd zu haben, darnach streben alle mit Leib und Seele. Haben sie eins, da beginnen die wunderlichen kleinen Schicksale. Manch einer macht niedlich Gold nebenher daraus — wenn er kein Unglück hat — manch einer knüpft — wie man es nennt — den Pferden seine letzten paar Sechslinge in den Schweif — und wird, was das größte Schicksal dabei ist, doch nicht gewisigt. Kurz soviel ist gewiß, wer keinen hellen Kopf hat, der bleibe davon, und wer gut den Pferdehandel zu treiben weiß, der ist nicht auf den Kopf gefallen.

9.

Weibe die Narren, aber versammle dich zur Weisheit.

Salomo.

Vogge lernte also bei der Pferdelerieferung seine Augen und seinen Verstand gebrauchen; lernte bei dieser Gelegenheit auch andere kluge Leute kennen,

und zu solchen gehörte vor allen der leider zu frühe verstorbene Baron Georg von Biel auf Weitendorf, der Bruder des jetzigen Baron von Biel auf Zierow. Dieser Weitendorfer Biel hat ein Buch über Pferde geschrieben, worin mehr Verstand und ächte Weisheit ist, als in manchem Werke, das sich mit großmächtigen Dingen breit machet. Es ist von Ansehen nur ein einfaches Buch, aber in allem was da gesagt, wird der Nagel auf den Kopf getroffen; jedes Ding wird ins rechte Licht gestellt, und beim wahren Namen genannt, so daß wer zu lesen versteht, was der aufgeklärte Verfasser schrieb viel mehr daraus entnehmen kann, als Pferdeweisheit. Wenn ein junger Mensch auf solche Leute trifft, das ist für ihn so gut, als wenn er einen Schatz findet. Mancher Jüngling macht es aber wie jener Capaun, der zum gefundenen Diamant sagte: schade, daß du kein Gerstenkorn bist, da könnten wir uns genießen. —

10.

Wir bemerken, daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und schätzenswerth ist, die Ausbildung so vieler berber und tüchtiger Individuen, eines jeden nach seiner Weise; und zugleich gegen das öffentliche, gegen das gemeine Wesen: ein Vorzug, den vielleicht keine andere Nation, wenigstens nicht in dem Grade, mit ihr theilt.

Goethe.

Anno 1814 reisete Pogge nach England. Eine solche Reise ist von großem Nutzen, denn bei der Gelegenheit findet man, daß hinterm Berge viel Dinge sind von denen man vorher nicht geträumt hatte. England ist nicht das Land wo die viele wohlfeile und schöne Waare auf Wegen und Stegen zu finden, sondern England ist das Land, wo es viele tüchtige Leute giebt, weil da mehr freies

Leben gedeihet und blühet als bei uns. Da komme einer mal hin. Da sitzen die Leute nicht beim Tabacksqualm und spielen Karten, nein wo zwei oder drei zusammen kommen, da heißt es gleich, wo fehlt es uns, wie helfen wir uns, wie kommen wir vorwärts. Was da einer, zwei und drei nicht können, das wird offen hingestellt, geprüft und erörtert, und ist es gut befunden, so greifen tausende mit zu und fertig ist die Geschichte. Deshalb ist England uns so überlegen. Da wird nicht lange gedruckt, und vor lauter fauler Weisheit die Zeit versäumt, so daß ein Anderer kommt und thut, was der Erste noch bedenket und erwäget, oder daß gar Alle dabei einschlafen. Bei uns zu Lande, da gilt schon viel wer klug redet, ja manch Einer, der schweigt und sein Knipschen in der Tasche schlägt, wird als ein Erz-Pfiffikus betrachtet. Dort gilt aber kein leeres, langes Spiegel-sechten. Gesagt gethan, oder noch besser, gethan ohne viel Federlesens. Das flascht. So kommt es denn, daß während wir noch über den richtigen Anfang grübeln, die in England schon zweimal mit der Sache zu Ende sind, und wir die Waare schon fertig kaufen können, über deren Fabrikanlage unsere Weisheit noch die Zeit verspillt. In England ist aber auch ganz andere Freiheit als bei uns. Kein Junftzwang, kein Druck aufs Gewerbe. Was tüchtig ist gilt, und was sich durcharbeitet ist gut. Da nämlich in England Alles frei ist, so muß, was sich da durchfrist schon was auf sich haben, denn es sind gleich gar viele dahinter her. Daß dort eine ganz andere Lebenslust wehet, merkt man gleich wenn man hinkommt. Da werden eine keinem Titel, keine Umstände und Scherereien vorgeritten. Jeder ist da was er heißt, und weiß was er will. Wo wir: Herr, sagen, sagt der Engländer: Meister, und das hat seine Bedeutung.

11.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,  
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Göthe.

Wer so ein Volksleben gesehen und begriffen hat, der erfährt auch was es heißt tüchtig zu sein, und wird inne, daß es etwas werth ist, nach solcher Tüchtigkeit zu streben. Man weiß ein würdiges Ziel sich zu stecken und ehrenhaft darnach zu ringen. Man lächelt, wenn man Manchen sieht, der sich gewaltig dünkt, weil er nur Lumpiges kennt, nichts erfuhr und wenig begreift. Es giebt bei uns in Stadt und Land eine Menge junger Leute, deren Rockzipfel niemals aus den Händen der Mama kam, und die, weil sie es nicht besser wissen, ganz ehrlich meinen, auf der Regelpbahn, auf dem Tanzboden oder gar am Kartentische, da könne man schon ein ganzer Kerl werden. Es giebt auch Karren genug, die für solche Knaben, welche die Mama mit Schillingen ausrüstet, welche der Schneider wattirt, und denen der Friseur den grimmigen Bart wichset, während vielleicht gar vom Papa der Schein eines nichtsnutzigen Titels oder Amtes auf sie fällt, welche für solche Knaben Ehre und Respect heucheln. — Das ist bei uns der Jammer, daß wo eine Peitsche geschwungen wird, sich auch gleich Hundeseelen finden, die kriechen, lecken und flennen.

Doch kommen wir nicht zu weit von unserm Pogge ab, der sich inzwischen nicht bloß die Welt, sondern auch die Menschen und deren Verhältnisse besehen hatte.

12.

Das Schaaf hat einen goldenen Fuß.  
Virgil.

Als Pogge auf der Rückreise durch das Hannover'sche kam, lernte er einen Baron Grote kennen,

welcher seine Schaafse hielt, denen schon in jener Zeit einmal das Messer an der Kehle stand, mit welchen aber, als sie gerettet waren, eine gedeihliche Fortzuchtung zu Gange kam.

Wer so ein zwanzig Jahre zurückdenken kann, der weiß, was damals mit den feinen Schaafsen für ein Leben, für ein Geld nach Meklenburg kam. Gerade in den Zeiten, als das Korn nichts galt, kam die Schaafzucht im Gange, und hat Manchen in Brod und Vermögen gehalten, Manchen zu Mitteln gebracht. Hierzu gehörte auch der Vater unseres Pogge, der erst gar nicht gegen die Schäferserei wollte. Es war nämlich schon so weit, daß der älteste Sohn heirathen, und selbst etwas anfangen wollte; da erklärte der Vater einen Sohn einzusetzen, und eine Hude theurer Schaafse kaufen, auf einmal, das sei ihm zu wichtig. Eins nach dem Andern gehe es wohl.

Nun ist es ein leidig Ding für'n jungen Menschen, der eine Braut hat, und einen eigenen Heerd haben soll, sich damit aufzuhalten. Gewöhnlich gehen bei Kaufs- und Pachtterminen alle sichern, besonnenen Leute eine Kleinigkeit aus'm Wege, wenn einer kommt, von dem es heißt, er wolle bieten — und dann heirathen. Man weiß schon, in der Zeit wird flotter gerechnet, und rascher gehandelt, als einem später oft lieb ist — was that aber unser Pogge? — Er hatte den Schaafkauf für richtig erkannt; was er für richtig erkannt hatte, das that er soweit es in seiner Macht lag, und so erklärte er: wenn es denn nicht anders sein kann, so will ich Heirath und Etablissement noch aufschieben; die Schäferserei muß dann aber gekauft werden.

Es ist dies nur eine einfache kleine Begebenheit, aber es liegt ein freudiger Sinn darin, wenn

man sie betrachtet. Erstens, daß ein junger Mensch das Richtige erkannte; zweitens, daß er es durchsetzte, indem er ein großes Opfer dafür brachte.

Wer sein Kind liebt, der züchtigt es.

Die Sache macht aber den Eltern unseres Vogge ebenso große Ehre, als ihm selbst. Wie wenig Eltern giebt es heut zu Tage, die ihre Kinder lehren, einen Lieblingswunsch aufzugeben? — Esau's Race dagegen, die die ganze weite Zukunft für ein geschmortes Linsengericht hingiebt, wenn der Dampf ihr in die lüsterne Nase zieht, die hat noch gar viele Nachkommen. Nur sind diese Nachkommen nicht so rauh und gewaltig als ihr kräftiger Vorfahr. Sie lieben warme Stuben und Handmanschetten; sind Morgens mißlaunig, wenn am Abend vorher die Trümpfe am Kartentische nicht dick gesummt haben, und sind Tages nüchternsinnig, wenn der Zwieback, den sie feierlich in den Kaffee stippen, nicht frisch war. Diese Klöße — doch nein, Klöße kann man sie nicht nennen, dazu sind sie zu mürbe — halten sich obenein noch für besser, als andere Menschen; denn sie kommen nicht von ihrem Mistpuhle — wo ihnen niemand sagt, was sie werth sind — ab, und denken, wenn sie gewaltig Karten spielen, seien sie auch gewaltige Kerls. Man muß solchen jungen Schnurbart gesehen haben, wenn er sich hinsetzt, der ganzen Gesellschaft den Rücken weist, und sagt „zehn Stich grandissimo!“ Es ist n'e Pracht! — Der alte Fritz traf mal seine Pagen an, als sie geüblich Kartenspiel trieben, und schlich sich für das Mal stille weg. — „In diesem Augenblicke bin ich für die Jungen nur ein Lumpenhund“ sagte er. Andern Tages kam es aber etwas anders; es gab einen ganz bösen Sonnenaufgang, mit Hagelwetter.

Steh nur auf, steh nur auf, du Schweizerbub',  
Steh nur auf, es ist schon Zeit.

Lied.

So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis zum  
Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen  
ihrer Schritte, und dein Ohr hört ihren Lauf  
nicht. Aber bei ihrem Untergange weist du,  
daß sie wieder aufstehet und fortwirkt, die Erde  
zu erwärmen, bis die Früchte gereifet sind.

Pestalozzi.

Mit dem Sonnenaufgang ist es ein herrlich  
Ding für alle — die ihn nicht loben. Neulich war  
eine ganze Gesellschaft, die ging, um am Morgen  
die Sonne aufgehen zu sehen. Es waren nicht  
lauter Kinder, und doch war es Vielen etwas  
Neues. Sie lobten die Sache gewaltig, meinten  
aber, dieselbe sei doch sehr angreifend, und müsse  
nicht zu oft kommen.

Angreifend ist der Sonnenaufgang, wenn man  
müde das harte Lager gesuchet, hungrig zu Bette  
gegangen ist, und mit der neuen Sonne bange  
neue Sorgen aufgehen sieht.

Stärkend ist der Sonnenaufgang, wenn man  
sich sagen kann: siehe, da ist die Sonne wieder.  
Sie soll dir heute auf ein tüchtig Stück Arbeit  
scheinen, und heute Abend, wenn sie ihr Stückchen  
abgelaufen, sehen, daß du auch nicht faul gewesen.

Erhebend ist es, wenn man so mal in aller  
Stille beim Sonnenaufgang zu ihr sagen kann:  
Du bist mir schon so manchmal aufgegangen, und  
das nicht vergebens. Wir kennen uns. Manche  
Stunde hast du mir leuchtend zugeflickt, und was  
du damals beschienen hast, was ich habe werden  
lassen, das ist heute noch aufzuweisen. Komme  
an, ich halte wieder mit! —

Ja, wer oft mit durchgehalten, und der Sonne  
im Schweiß seines Angesichtes den getreuen Zoll  
gegeben hat, der kann allendlich auch mal einen

Sonnenaufgang mit ansehen, und sagen: „es ist schön!“ — Er weiß sich das Ding zu erklären, er erkennt die Natur für schön, weil er in jedem Gegenstande, in jeder Regsamkeit, die Macht Gottes und dessen lebendig werdendes Gebot zu erkennen und zu ehren weiß, weil er selbst kein leidigthuender feiger Greiner ist, sondern ein Anpacker. Wenn müßige reiche Leute von der schönen Natur reden, den herrlichen Sonnenaufgang loben, da ist viel Pracherei, viel Heuchelei mitunter. Es ist aber auch nicht gut möglich, daß es anders sei. Wer die Sonne recht schön finden will, der muß sie genau kennen, und wer sie genau kennt, der muß was mit ihr durchgemacht haben. Wem die Sonne in seinen ersten zwanzig Jahren stets in den Fleischtopf schien, der bekommt sie in den zweiten zwanzig Jahren so leicht und mit Gutem auch nicht zu sehen; man muß auch um die Sonne ehrlich gedient haben, und das in Zeiten. Doch wo ist unser Pöggge geblieben?

14.

Ich hatt' 'n mal 'n schweren Stand, trala!  
 Mir kam ein Mäd'el vor die Hand, trala!  
 Und als ich sie getroffen an,  
 Dacht ich, ich hätt' 'nen Fund gethan!  
 Tralirum, larum Hoppsasa!

Finl.

Nun, er hat die Zeit nicht verschlafen, ist unterdessen zwei Jahre weiter gekommen, hat das Gut Dehmen in Pacht, und hat geheirathet, als worin bei vielen Menschen ein großer Uebergang liegt. Es giebt so liebe weiche Seelen, die in der Ehe ganz aufschmelzen, und von denen man nachher sein Lebtag nichts weiter zu sehen bekommt, wenn der Himmel ihnen nicht eine Frau bescheert, die aus dem zerflossenen Buttermteig doch noch wieder einen verzweifeltten Kuchenkerl zusammenknetet und backt. Das ist denn aber eine ganz neue Auflage,

frisch bepinselt, mit Rosinenaugen und platengerecht garnirt. — Es giebt ferner gute Leute, wenn die heirathen, ist's gerade so, als wenn der Knabe eine Uhr bekommt. Er richtet sich darnach, selbst wenn sie nicht gehörigen Gang hat. Aus Faulheit. Dann aber giebt's Leute, die werden, wenn sie heirathen, mit einem Male ehrbar; halten pünktlich die Suppenzeit, versäumen bei Leibe nicht den Abendkaffee, führen auch gewissenhaft stets einen Regenschirm bei sich. Wird's regnen, so pusten sie sich auf, und sagen: das habe ich lange wohl bedacht. Bleibt's Sonnenschein, so erklären sie ausführlich, daß auch dawider der Regenschirm zum Schattendach könne dienen. Verwundert man sich aber dieser entsetzlichen Weisheit, so lächeln sie geheimnißvoll, und sagen: als ich noch unverheirathet war, da war ich ein rechter Sausewind, und dachte an gar nichts; jetzt bin ich solide.

Wer Micheln aber sonst gekannt,  
Weiß, daß er war und blieb Pedant.

### 15.

Und eh' mein Großvater meine Großmutter nahm,  
Da war mein Großvater ihr Bräutigam.

Altes Lied.

Was meinst du nun, grundgütiger Leser, sollte unser Pogge wohl ein Kuchenkerl worden sein; oder solch ein Männchen nach der Uhr, oder gar ein Weiser bei Regen und Sonnenlicht? — Kurz und gut, Pogge war schon was, bevor er heirathete, er war ein Mann, und das blieb er. Wer durch die Ehe erst ein anderer Mensch wird, der zeigt, daß er unreif dazu gekommen; und wer nach der Heirath nichts weiter als ein guter Ehemann und Hausvater ist, und ganz in diesen Eigenschaften aufgeht, mit dem ist es nicht weit her, und hinter dem war nie viel. Damit soll aber

feiner schlecht gemacht werden. Du lieber Himmel, es giebt Hänse genug, aus denen noch lange kein guter Ehemann und Hausvater werden kann — wie's denn an Breten auch nicht fehlt, von denen männiglich sich so wenig eine Suppe kochen, als einen Kopfsputz aufsetzen lassen möchte, zumal sie am Letzten oft mehr Gefallen finden als am Ersten.

16.

Wurzel und Rüben im Garten zu ziehen,  
Kohl und Spinat, das ist eitel Bemühen.

Böhm.

Als Vogge eine eigene Wirthschaft bekam, da wurde ihm gleich dem Fische, der in's Wasser kommt. Er gehörte zu der jungen Welt, und wenn die Alten natürlich viel mehr Weisheit als die Jungen haben, so glauben die Jungen dafür gewaltig viel mehr Klugheit und Aufklärung zu besitzen, und finden, wenns noch so wenig, daß die Alten in ganz bedeutenden Puncten noch zurück waren.

Es haben aber — wie gewöhnlich — beide Theile Recht. Es giebt viele ältere Leute, zumal solche, die ihr Schäflein auf dem Trockenen haben, die setzen sich fest und sicher hin, und meinen, so solle es bleiben. Aber das ist nicht wahr. Erstlich wird der Mensch, der sich hinsetzet, älter, stumpfer, ja abgenutzter; denn etwas Anstrengung und Umsicht stärkt Hand und Auge. Anderen Theiles giebt sich die Zeit niemals mit aufs Altenthail, und wer meint, daß es nicht alle Tage etwas Neues gebe, der irret sehr; es liegt bloß an unserer Dumpfheit und Kurzsichtigkeit, wenn wirs nicht bemerken. Will sich also einer zur Ruhe setzen, so suche er sich keinen zu gedeckten Schutz, sondern mache es wie der Adler, der sich einen hohen Baum zur Rast suchet, von wo er selbst im Ausruhen noch weit um sich sehen, und

sich mancherlei Wind um die Ohren wehen lassen mag.

Nun der alte Pogge, so lange er lebte, hat sich die Mühe nicht über Auge und Ohr gezogen, noch die Finger in der Tasche steif werden lassen. Wo er kam, da hieß es allemal „Wache heraus.“ Nichts destoweniger hätte unser Pogge nicht sein müssen, der er war, wenn nicht sobald er ganz sein eigener Herr wurde, er sich selbst größere Aufgaben gesetzt und verfolgt hätte. Jetzt ging es an Pferdezucht, an Schaafzucht, an Ackerbau, an Mergeln und Wiesenbesserung mit einer Thätigkeit, wie man sie noch nicht kannte, und es kam ein eigenthümliches Gedeihen in alle Bestrebungen Pogges, weil ihm bei Allem, was er unternahm, die Sache nach deren gründlicher Verständniß und Betreibung so sehr am Herzen lag.

Es giebt wohl Leute, die ebenso thätig wirthschaften, und sich noch saurer werden lassen, die aber bei Allem was sie thun, nur im Auge haben: „was verdienst du wohl dabei?“ — Es ist sehr richtig, daß man diesen Zweck verfolgt. Wenn man sich demselben jedoch ganz allein hingiebt, und nur auf dies, unterweilen noch etwas fern liegendes Ziel hinblickt, da kommt es wohl, daß man dicht vor sich was versieht, purzelt, und mit Arbeit und Lohn durchfällt. Wird man nun gar nach solchem Malheur ängstlich, so kann es kommen, daß man in den andern Fehler geräth, und um Futter zu gewinnen, die Kuh verhungern läßt. Beides führt zu nichts. Wer die Butter berechnet, und mittlerweile das Heu verregnen läßt, kommt ebensowohl auf'n Hund, als wer köstliches Heu wirbt, und darüber die Kuh aus den Augen verliert, welche es ihm erst verwerthen soll. So gehts aber vielen, sonst ganz guten und tüchtigen Menschen. Man nennt das Mangel an Umsicht, und an diesem Mangel leiden Alle, welche nicht gehörig aus ihren vier Pfählen hervorrücken, und

so zu sagen Lehrgeld auf ihre eigene Hand geben, während sie sich hätten das Lehrgeld zu Nutzen machen können, welches andere Leute hinterm Berge, um die sie sich nicht kümmern, in selbiger Art schon lange gegeben haben. Auch das Speculiren will gelernt sein.

17.

Im engern Kreis verengert sich der Sinn;  
Der Mensch der wächst mit seinem höhern Zwecke.

Schiller.

Hierin hatte nun Pogge nicht bloß einen klugen, welterfahrenen Blick, sondern auch die schöne, edle Menschenliebe, daß er seine beste Aufgabe darin fand, Anderen mitzutheilen aus dem reichen Schatze seiner oft mühevoll erworbenen, und theuer erkauften Erfahrungen. Dabei war er aber, wie wir nach Obigem schon sehen, ein Mann, der klug genug war, nichts Schlechtes einzusammeln und zu behalten. Er hätte der ganzen Welt unter die Arme greifen mögen. Sein Herz schlug treu und warm für jedermann, und nicht glücklicher war er, als wenn er Einen wo mit durchhelfen und zu Gange bringen konnte. Was das heißt, sich dadurch höher stellen, daß man einem Anderen niedriger stehen läßt, oder gar jemanden ein Bein schlagen, um sich nachher über ihn zu erheben, das hat Pogges edles Gemüth niemals begriffen. Freilich wurde er ebendeshalb von manchem Rußknacker, dessen Herz einem abgegriffenen Pfennig im engen ledernen Beutel gleicht, nicht begriffen. Leider, leider giebt es viele Menschen, die etwas Edles gar nicht begreifen können, und die etwas Großes immer nur dann erst auffassen, wenn sie sich den Trost gegeben, es stecke sicher recht etwas Kleines und Jämmerliches dahinter.

18.

**Napoleon** (Kommandirt): Feuer!

**Blücher**: Dito, dito, meine Tungenß! —

Die Freiheitschlacht.

Daß Pogge mit solchen Leuten viel Kampf gehabt habe, läßt sich deshalb nicht behaupten, weil er zu offen und ehrlich war, und sich die kleinlichen Bewegungsgründe seiner Gegner gar nicht enträthseln konnte. Auch hatte er ein zu gutes gesundes Naturell um sich damit viel Mühe zu geben, und lange dabei aufzuhalten. Er begriff solche Leute seinerseits ebensowenig, als sie ihn begriffen; sagte ihnen seine Meinung, lachte sie aus, und ließ sie laufen. Das Auslachen, das wohlverdiente Auslachen verziehen ihm aber die wenigsten; und wenn sie ihm nachher auch nicht weiter offen entgegentraten, so scharten sie sich doch unvermerkt dick zusammen, und setzten ihm einen zähen, engherzigen Widerstand entgegen, der Manchen hätte verzweifeln lassen, dessen Herz nicht so warm und kräftig schlug, dessen auf das Gute gerichteter Wille nicht so fest und ungebrechlich war, als der unseres Pogge. Eben hierin beruht die wahre Größe und der reinste Werth eines Menschen. Man muß für das, was man für richtig erkannt hat, so eingenommen sein, daß einen nichts davon ablenkt; muß aber bei aller Thätigkeit so viel Gutmüthigkeit haben, daß man den feindlich Entgegentretenden immer nur für einen Irrenden ansieht, dem nichts Noth ist, als freundliche Zurechtweisung, und dessen Ansichten, wie schädlich sie auch entgegentreten, nicht bloß rasche Verdammniß, sondern möglichst ruhige Erklärung und schonende Berichtigung verdienen. Nur Schade, daß so Mancher auch für Erstere nicht fähig, und für Letztere nicht empfänglich ist.

19.

Hübsch behutsam, krumm und leise:  
Ganz nach Eures Vaters Weise.  
v. Lang.

Das Leben der höhern Classen ist nichts als eine fortgesetzte Lüge; die niedere Classe ist nicht viel besser.  
Napoleon.

Man mußte unseren Pogge sehen, wie er mit der kurzen Stummelpfeife im Munde, den grauen Hut auf dem Kopfe, sich mit seinen Gegnern herumstritt. Immer freundlich, immer offenherzig sagte er den Leuten mit dem größten Schick seine ganze aufrichtige Meinung ins Angesicht. Das war manchem unerhört.

In unseren Zeiten rechnet man es zur Bildung, wenn man allerlei Finten und Quinten macht, ehe man mit seiner Herzensmeinung herauskommt. Es ist nicht genug, daß man erst sich nach dem Wohl oder Hochwohl oder gar Hochgebornen Be — — halt! hochgeborne Menschen haben schon die Gnade, sich von selbst so erhaben zu befinden, daß ein gewöhnlicher Mensch sich nicht unterstehen darf, darnach zu fragen; da darf man höchstens unterthänigst nach einem Pferde oder einem Hunde hinzuzielen! — Befinden zu erkundigen hat, dann — wenn man nicht im Pferd- und Hundgebiete bleiben muß — werden allerlei Empfehlungen, ergebene, gehorsame und unterthänige ausgepackt, und auch wohl dankbar eingewechselt. Es ist nicht genug, sage ich, daß man sich erst durch das Befinden, die Sippschaft hindurch arbeitet, nachher kehrt man noch etwas beim Wetter ein; fängt mit Heute an, berechnet das Morgen, das Gestern und — rückwärts ist vornehm! — beschwöget — einen hochdeutschen Ausdruck weiß ich für dies Wort nicht — irgend eine grausame Rabennacht, wozu man ein Hagelwetter, einen Sturm, einen Mordweg, ja sogar eine Feuersbrunst füget oder fabelt. Ist man damit durch, so kommt man sei-

nem Manne schon näher — denn das Obige wird fast Jedem vorgefüttert — und spricht von den Verlöbniſſen und Reiſen hoher Herrſchaften, vom enormen Glücke an der Bank, von der großen Sängerin, oder von der berühmten Tänzerin. Weiß man gar eine allerhöchſte Aeußerung, die noch nicht in den Zeitungen geſtanden hat, (alſo noch nicht abgeſtanden iſt) ſo kann man auch die zwifchenlaufen laſſen; das riecht ſchon nach Einfluß. Man riſquirt, daß einen hierauf der ebenfalls vertraute Converſateur ſchwappß unter'n Arm faßt, bei Seite führt, und einen ebenfalls mit einer hohen Aeußerung tractirt. Je abgedroſchener und je bekannter die iſt, je mehr muß man ſich darüber freuen, verwundern, außer ſich gerathen — halt! außer ſich geräth man in unſeren engarmigen und ſtrammbeinigen Zeiten nur ganz piano, und lacht — der Taille wegen — niemals, lächelt höchſtens, ſo daß immer Haartour und Manchetten in Ordnung bleiben.

20.

Wenn nur das Denken nicht ſo ſchwer wäre! — Das Schlimme aber iſt, daß alles Denken zum Denken nichts hilft! man muß von Natur richtig ſein, ſo daß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes daſtehen, und uns zurufen: da ſind wir! — Götthe.

Die Civiliſation und die Cultur haben eine unendliche Zahl von Bedürfniffen hervorgerufen, und was noch ſchlimmer iſt, eben dieſe Cultur lehrt uns unſere Laſter unter dem Scheine der Tugend verbergen. Napoleon.

Aber der tauſend, grundgütiger Leſer, ein Moſdenjournal wollte ich doch nicht ſchreiben, obſchon ein tüchtiger Volkskalendermacher — bin ich einer? — auch das verſtehen muß.

Mit den Moden iſt's ein wichtig Ding. Wenn mancher die nicht hätte, was hätte er dann? — Gefälliger Leſer, wenn du in der Welt was bedeuten willſt, da halte dich an deinen Schneider,

Schuster und Hutmacher. Du kannst ein ziemlich verrückter Kleinbürger sein, lasse aber deine Verrücktheit gehörig nähren, bügeln, wohl gar decantiren, setze deinen Hut mit Charakter, oder mit Zartsinn auf, steige in ein Paar blanke Schnabelstiefel, unter welchen aber ja die Beinkleider — dies Wort gebrauche aber bei Leibe in keiner vornehmen Gesellschaft, es ist unschicklich — stramm geknöpft sein müssen, und du bist, gleichviel magst du ein lederner oder ein hölzerner Kerl sein, eine ganz courante Münze: Jeder nimmt dich. Halte dich aber nicht zu lange wo auf, damit keiner Zeit hat, dir vom Rock auf das Untersutter zu gerathen, sonst kanns Verlegenheit setzen. Doch diese Warnung war wohl unnütz. Es zeigt wenig Lebensart, wenn man worauf tief eingeht. Mache dich nur ein bißchen blank, und alle Welt wird sich anstellen, als nähme sie dich für Gold; und gehst du zu rechter Zeit ab, so gehst du aller Untersuchung, auch sogar den Nachgedanken, die manchmal zu fatalen Worten werden, aus dem Wege. Es ist rathsam sich für alle Gefahr ein taubes Ohr zuzulegen, das man danninhält. Ganz vornehme Leute haben noch ein Mittel, das Zerstreutsein. Doch davon will ich nichts verrathen, als daß es — ich habe wieder kein hochdeutsches Wort — raffinirte Düstigkeit ist, welche mancher nicht fabriziren kann und mag.

21.

Ginst sterbt ihr nicht sığürlich  
Drum lebet jetzt natürlich.

Gesangbuch von 1769.

Es giebt für niemand Glück als in der Einfachheit; verzichten wir auf diese frivolten Gebräuche, auf diese Carricaturen unserer Zeit; seien wir aufrichtiger, minder höfisch, ernster, überlegter, und weniger Affen. Napoleon.

Allen solchen gebildeten Leuten, auch wenn sie fürchterliche Bärte und recht friedensgrimmige

Mienen hatten, ging der verstorbene Pogge gerade und einfach zu Leibe. Da wurde er aber vielen schrecklich. Sie dachten, diese Natürlichkeit sei ebenfalls Verstellung, und wenn er, ganz ohne Umstände mit der Hauptsache herauskam, meinten sie, dies sei nur erst das Vorspiel, die Einleitung. Wenn aber sich mancher vom Anfang schon schwer getroffen fühlte, da verlangte er gar nicht nach Weiterem, hatte seinen Theil, und machte, daß er davon kam. Gewiß, das war oft höchst spaßhaft! — Pogge lachte oft darüber von ganzem Herzen. Daß fand man wieder nicht in Ordnung, und da hieß es wohl: der Pogge mache es doch zu arg. — Aber Arg war eben in dem Pogge nicht, das fühlte sich wieder leicht heraus, und so konnte ihm doch eigentlich Keiner lange gram sein. Wie man so sagt, fatal ist er wohl manchem gewesen, fatal wie die Wahrheit, fatal wie der Mann, der statt auf den Wimen auf das Huhn wies, fatal wie der Stecken — der den Esel zur Mühle treibt — aber das hilft Alles nicht, die Wahrheit ist schon über zweitausend Jahre nackt gegangen, und hat noch niemals die Fatalität gehabt, daß ihr eine Naht zersprungen. Deshalb läßt sie ihre treuen Diener auch nicht eingeknüpft und kurzathmig seyn, auch wenn denselben alle Welt den Mund zuhalten möchte.

22.

An Wigbolden und Hanswürsten hat Deutschland  
keinen Mangel. Held.

Mancher Leser wird aber nachgerade mal was Positives wissen wollen. Da ist gesagt, Pogge sei ein tüchtiger Reiter, ein großer Pferdekennner und Züchter, ein Gedeihen habender Schäfer gewesen. Da ist von Pogges Reisen und Bekanntschaften mit bedeutenden Männern die Rede gewesen. Billig wäre es mithin — nicht wahr? —

daß ich einige fecke Reiterstücke, einige schlaue Kofstkammerkünste, einige Schäfereipfiffe, ja wohl gar einige Wirthshausspäße und wunderbare Begegnisse aufstichte. Davon hätte man etwas. Man könnte sich darüber entsetzen, wie das möglich gewesen wäre, könnte sich die Sache merken, und gelegentlich nachmachen, ja einem könnten ähnliche Begegnisse einfallen, die einen finden ließen, man sei fast (abgesehen von einigen Dingen, die nicht zur Sprache zu kommen brauchen) ein zweiter Pogge.

Sagt mal Ihr, die Ihr das verlanget, meint Ihr, ich sei Pogge sein Kammerdiener — wenn er einen gehabt hätte! — gewesen; ich sei einer, der Lust und Neigung hätte, Gardinenstückchen aufzutischen? Oder meint Ihr, ich habe Anekdöthen und Märlein feil? — Ei, so geht doch hin, und laßt Euch die von Eurer Großmama erzählen. Die hat noch jenen Kerl gekannt, der sein Pferd an den Thurmknopf band, und diesen mit dem Beile abschmiß, als er's Pferd auf'm Kirchendach hängen sah. Die hat einmal ein grünes Roß gesehen, das hatte ein Horn vor'm Kopf, und konnte Taback rauchen; die hat mal einen Hexenmeister gesehen, der geschmolzen Blei soff, wie Wasser, und die hat, noch in der Franzosenzeit, seltsam gräuliche Bekanntschaften gemacht. Das giebt Euch Geschichten! —

Aber die wissen wir schon. — Schadet nicht, wenn sie gut sind, könnt Ihr sie immer wieder hören. Wenn sie aber nichts taugen, na, da werdet Ihr doch nicht von mir verlangen, daß ich Euch ähnliche erzähle. Wollt Ihr das, so geht in die Leihbibliothek; da könnt Ihr für Eure zwei Schilling Mord und Todtschlag, Räuber und Gespenster, ja grüne und blaue Wunder, mit Bildern und blank von Fett, ganz nach Eurem Geschmacke bekommen.

23.

Es liebt die Welt das Glänzende zu schwärzen.

Schiller.

Die schlechtesten Früchte sind es nicht,  
Woran die Wespen nagen.

Bürger.

Es giebt eine Mannhaftigkeit der Gesinnung und Grundsätze, die nur Männer von gleichem germanischen Gepräge zu begreifen vermögen, und die, mag sie auch in einer parteizerrissenen Zeit verkannt, geschmäht und beschmußt werden, doch einst wieder von der parteilosen Geschichte in ihrer Reinheit und Wahrheit erkannt und gewürdigt wird.

Sylvester Jordan.

Aber wenn ein Mann was Gutes gestiftet hat, so ist das auch etwas Positives, und daran fehlt es bei unserm Pogge nicht. Er stand unter andern mit an der Spitze der Neubrandenburger — nicht der Güstrower — Brand- und Hagelkasse, und zwar gerade in einer Zeit, wo es sehr stürmisch herging. Wer vor den Riß trat, das war Pogge, und wer die Sache ehrenvoll durchführte, und zu gutem Stande bringen half, das war abermals Pogge. Es wäre von der Sache wohl etwas zu erzählen, aber nicht sehr Erfreuliches. Pogge ward hier von seinen Gegnern heftig angegriffen; man entsah sich nicht, Dinge von ihm zu erzählen, die ihn gewiß schmerzlich getroffen hätten, wenn sein gerader Sinn nicht durchgedrungen wäre, und ihm die verdiente Anerkennung gegeben. Ein Herr von D.... hatte üble Dinge von Poggen bei der Strelitzer Regierung einberichtet. Am 24. September 1839 kam aber von dort ein Rescript an denselben, worin es unter andern heißt:

„Wenn ihr, wie Wir uns überzeugt halten, durch das Angeführte eine kränkende Beschuldigung gegen den Pogge nicht beabsichtigt habt, so wäre jedenfalls doch eine größere Vorsicht bei eurer Darstellung an ihrer Stelle gewesen ic.“

Auf krummen Wegen war dem Manne, der immer gerade ging, nicht beizukommen, und als man ihn verläumdete, er wolle nur der Diäten wegen Director sein, da schrieb er an den Strelizischen Minister von Dewiz:

„Der liebe Gott hat mich, Dank ihm, in die Lage versetzt, daß ich der Societät aus reinem Interesse für ihre heilsamen Zwecke dienen kann.“

Wolle man ihn verdächtig machen, daß er sein Amt aus Eigennuß behalte, so werde er sich nicht so schwach fühlen, dasselbe wegen solcher Anschwärzung niederzulegen. Zugleich bewies er, daß er als Director, für alle Auslagen, Reisen, Mühen und Versäumnisse in den letzten sechs Jahren durchschnittlich nicht mehr als 36½ Louisdor eingenommen hatte. Das war was Rechtes! — Es ist aber eine trübselige Erfahrung, daß man in den besten Bestrebungen auf eine so kleinliche Art verdächtig werden kann — und daß es Menschen gibt, die klein genug denken, auf dergleichen zu geben. Deshalb sagte der französische Minister Guizot am 19. April v. J.:

„Es giebt Verläumdungen, denen man auch nicht einmal die Ehre anthun muß, sich darüber zu verwundern.“ —

## 24.

Recht fordert Muth; Muth für sich, Muth gegen Unrecht, Muth für Wahrheit. Nur durch Muth wird Recht verdient und behauptet. Es ist etwas so Heiliges, daß Furcht oder Scheu es geltend zu machen, veräumte Gottespflicht ist.

Meyern. Dia-na-fore.

Des Sängers Stimme war zu schwach,  
Das stumme Volk zu wecken.

Es lag und schlief noch fein gemacht,  
Auf Bäumen und in Hecken.

Hoffmann, von Fallersleben.

Mehr hat Pogge noch auf dem Landtage gewirkt, den er in seinen sechs letzten Lebensjahren

besuchte. Auch wegen seines dortigen Strebens ist er scheinlich von manchen angesehen — was war es aber? — Pogge machte sich mit der Landesverfassung und mit seinen Pflichten als Landstand bekannt, und folgte seiner treuen Ueberzeugung. Daß er dagegen strebte, daß die bürgerlichen Gutsbesitzer nicht in ihren Rechten den Edelleuten untergeordnet sein sollten, und daß er wiedererlangen wollte, was die Bürgerlichen nachlässig seit langen Jahren versäumt hatten, das machte ihm Gegner. Und wenn Pogge sah, daß die übrigen bürgerlichen Gutsbesitzer ihre Aufgabe und ihre Stellung nicht begriffen, und seinen Mitgenossen das verdeutlichte, so glaubte wohl auch mancher von diesen, die Sache richtig schon längst begriffen zu haben, oder blickte, mit nicht ganz freundlichen Gefühlen auf Pogges Ueberlegenheit und überzeugungsvolles Benehmen. Anfeindung scheute Pogge nicht, und Hindernisse bemerkte er mit Absicht nicht, wenn es darauf ankam, den Weg zu verfolgen, den er für den richtigen erkannt hatte. Nachgerade sieht man das hoffentlich ein; wird es aber noch mehr bemerken, wenn sich leider erst findet, daß Niemand da ist, der ganz in Pogge's Stelle zu treten fähig — obschon sich manche einbilden mögen, sie könnten's, da sie sich niemals hätten von Pogge befehlen lassen.

25.

„Nur offen wie ein Mann, für oder wider;“  
(Die Halbheit hat noch niemals was errungen).  
Herwegh.

Die klare Aufrichtigkeit, das zugleich bewußtvolle und doch sorglose Hingeben, die freundliche Sicherheit des Benehmens, welche den Verstorbenen so auszeichnete, die hat bis jetzt noch niemand bewiesen, und ebendeshalb ist auch eine der schönsten Stiftungen mit Pogges Tode ins Stocken ge-

rathen, nämlich: die Bauernversammlungen, von denen im vorigen Jahrgange dieses Volksbuches schon die Rede war.

Wir müssen diese Versammlungen aus einem zweifachen Gesichtspunkte betrachten.

Erstlich und an und für sich bilden sie den Anfangspunkt zur kräftigen Hebung desjenigen Standes, der seit Jahren über die Gebühr vernachlässigt ist, und der durch Sprache und Kleidung in eine förmliche Ausgeschiedenheit gehalten wurde.

Als der seiner Zeit in Aufklärung und Humanität weit voranschreitende selige Großherzog Friedrich Franz alle seine Unterthanen für freie Leute erklärte, da wollte er nicht, daß jene Mauer, welche er durch seine Beseitigung schmadvoller Gesetze niedergerissen hatte, daß jene Mauer in Leben und Sitte noch aufgerichtet bleiben sollte.

Man glaubt Weisheit feilzuhaben, wenn man beweisen will, in Mecklenburg sei dem Bauernstande und dem gemeinen Mann\*) durch Aufhebung der

---

\*) Wenn ich hier des Ausdrucks „gemeinen Mann“ mich bediene, so thue ich es in dem Sinne, in welchem der edle Johannes Bösing in seiner Schrift:

„**An Bremens gemeinen Mann** von dessen Mitbürger Johannes Bösing. Leipzig 1844. Bei F. A. Brockhaus.“

diesen Ausdruck gebraucht. Jenes Büchlein kostet nur 4 Schilling, und ist in allen Buchläden zu haben. Es enthält Darstellungen aus der Geschichte der Stadt Bremen. Die Vorrede dieses prächtigen Büchleins lautet aber so, daß ich sie in diesem Volkscalender nicht missen mag, und deshalb ganz und gar mittheile:

„Ein Buch für den gemeinen Mann? — was soll das heißen? — Gemein ist ja das, was schlecht ist, was unlauter und unsittlich ist, und für solche Leute wäre dies Buch bestimmt? —

O nein, dann wäre es ja auch den Reichen und Vornehmen gewidmet; denn verhältnismäßig sind darunter wohl mehr Schlechte, als unter den ärmern Klassen, man siehts den Leuten nur nicht gleich an.

Wie Mancher jagt in glänzenden Equipagen mit reichbekleideten Livreebedienten durch die Straßen, unbekümmert,

Leibeigenschaft mehr Schaden und Nachtheil als Segen zugefügt; man bedenkt aber nicht; daß man mit dieser Ansicht sich selbst ein bitterscharfes Urtheil fället, nämlich das, „daß einem die ächte Menschenliebe fehlt.“ Der Leibeigene wußte, wohin er gehörte, er konnte niemals verstoßen werden; jetzt dagegen muß der gemeine Mann sich jagen und verstoßen lassen, ohne sich auf seine Angehörigkeit, auf seine Heimath berufen zu können.

Jawohl, jawohl, so ist es meistentheils jetzt, aber schämet euch, ihr, die ihr Heimathsrechte zu ertheilen habt, daß die so wohlgemeinte Aufhebung eines mittelalterlichen Gesetzes von euch so benutzt wird. Schämen möge sich jeder, dem der freie Mensch rechtloser erscheint, als der unfreie, der, was Wohlthat werden sollte, zum Verderben wandelte.

ob er einen armen Teufel überfährt oder nicht; er wirft den Blutenden ein Stück Geld zu, und jagt weiter, — würde man aber des Reichthums Ursprung untersuchen — oh, wie viele Betrügereien und Schurkereien würde man da entdecken. Wie Mancher schwelgt im Ueberflusse und vergeudet das Geld auf abscheuliche Weise, prahlt mit seinem Reichthume, und läßt sich Jahre lang von armen Handwerkern mahnen. Wie mancher hat Titel und Orden, und hat, von glaubhaften Männern der scheußlichsten Verbrechen angeklagt, vor Gericht erscheinen müssen, vornehme Gönner aber schützten ihn und vertuschten die Sache auf eigenthümliche Weise. Wie Mancher prebigt gegen Unmäßigkeit und eifert für den (allerdings lobenswerthen, gutesfördernden) Mäßigkeitsverein, während er, sich leicht vergessend, an üppigen Tafeln schwelgt und, berauscht durch Champagner, zu Hause gebracht werden muß; wie Mancher bricht sein Ehrenwort und läßt heilige Versprechungen unerfüllt; — wie mancher Fürst — halt! ruft der Censor und gefesselt ist der Feder Lauf. —

Nein, für schlechte, gemeine Menschen ist dies Büchlein nicht bestimmt, sondern für die ärmere, arbeitende Klasse, die weder Geld noch Ruhm, weder Titel noch Orden, lauter Haupttriebfedern der meisten Schriftsteller, zu vertheilen hat, und die man besonders in Bremen, sowie überhaupt in Norddeutschland mit „der gemeine Mann“ — betitelt; gibt es doch auch gemeines Recht und Gemeinheiten.

Es war nicht bloß ein Unglück für Mecklenburg, daß Viele so schlecht dachten, ein noch größeres Unglück war es, daß die Vielen, die so schlecht gesinnt waren, durch ihre Handlungsweise auch alle Besseren zwangen, der Selbsterhaltung wegen eben so hart zu sein, als sie.

Eine Nothwendigkeit mit dem gemeinen Mann umherzustoßen, den Bauern zu unterdrücken, hat sich leider insoferne gebildet, als es jetzt nicht mehr in des Einzelnen Macht steht, die Armen, die Verstoßenen, die Hülfslosen alle aufzunehmen. Ja man kann sagen, das ganze Land reicht dafür nicht mehr aus, denn keine Handbreit im ganzen Lande giebt es, auf welche sich der Heimathlose anzustellen die Freiheit hätte. Die Strafe ist aber auch schon da. Sie liegt im heutigen Armenwesen. Das Land, welches den freien Menschen unterdrückte und verstieß, muß jetzt den armen Menschen erhalten und ernähren — das ist ein Unglück.

---

Also für Dich, mein ärmerer Bruder, der Du so recht im Schweiße Deines Angesichts Dein Brod verdienst, und dazu gehört ja der größte und der kräftigste Theil des Menschengeschlechts, ist diese Arbeit bestimmt. Sie bezweckt, Dich über bremische Zustände aufzuklären, und besteht meist aus kurzen Auszügen früherer Historiker, besonders bis zum Jahre 1830 aus den drei Bänden von Misegaes Chronik.

Ich führe die Hauptbegebenheiten der sehr interessanten bremischen Geschichte bis auf den heutigen Tag Deinen Augen vor, damit auch Du für wenige Grote, welche hinzugeben selbst Deine Armuth wohl gestatten dürfte, Dich belehren mögest, was zu wissen Dir nützlich sein könnte und was zu erfahren Du eben so gut berechtigt bist, als reiche, vornehme, gelehrte Leute.

Mögest Du immer mehr Deine Kräfte, Deine Menschenwürde erkennen, möge Deiner Hände Arbeit stets gesegnet sein, das wird sie immer mehr, je mehr Du fleißig, redlich und mäßig bist, dann wird die Arbeit Dir Freude machen und mit der Freude wird Zufriedenheit sich einen, und in Deiner Zufriedenheit wirst Du den Reichen nicht um sein Gold, den Vornehmen nicht um seinen Titel, den Ritter nicht um seinen Orden beneiden. — Merke nicht die gute Absicht."

Das Laster hat seinen eigenen Stolz.

E. Sue.

Ist's nicht mit der Gegenwart genug? soll man  
denn auch der Vergangenheit schmeicheln?

Prof. Dahlmann.

Nicht aus Hartherzigkeit nenne ich das ein Unglück, sondern das nenne ich ein großes Unglück, daß die Barmherzigkeit abgeschafft ist, und dafür gesetzliche Armenpflichten eingeführt werden mußten. Früher kam der Leidende, der Hülflose zu guten Menschen — und solche giebt es alle Zeit — und bat um Unterstützung. Er erhielt sie, dankte dafür, und wußte, wenn er die Wohlthat schlecht verwendete, so würde es ihm übel gedacht werden, wenn er wiederkäme. Jetzt aber werfen sich Leute, die gar nicht elend sind, ins Armenrecht, berufen sich auf die Verpflegungsgesetze, und sehen nicht zu, daß sie dem Elende sich entheben, sondern streben ganz und gar darnach sich als Elende auszuweisen. Wem das gelang, der gewann das Gesetz für sich, und er geht, damit bewaffnet, nun denen zu Leibe, die noch etwas haben. „Du mußt geben,“ sagt er zur Armenkasse, und „Du mußt geben,“ sagen die Armenkassen zu Allen, die noch etwas haben. Alle Jahre anfordern die Armenkassen größere Beiträge, denn alle Jahre müssen sie mehr leisten. Wer das Armengesetz einmal für sich hat, der giebt es nicht wieder auf, und leider kann der Mensch dazu thun, daß er elend bleibet; er hat nur nöthig, manche Tugend verloren zu geben, und die Sache ist gemacht, leicht gemacht. Wer sonst noch etwas that, der sagt jetzt: „ich muß schon genug in die Armenkasse geben, wende dich an selbige,“ und vergrößert durch seine Versagung und diesen Rath das Uebel. Wer aber mildherzig war, der muß hartherzig werden, wenn er die heutigen Armen sieht, die ihre Kraft nicht

aufwenden ihr Elend zu bezwingen, sondern dazu selbige benutzen sich ein Armenkassenelend zu bereiten. —

Wo will das hinaus? —

Man stiftet Hülfvereine über Hülfvereine, das hilft aber zu nichts; denn auch diese Hülfvereine sind nur Pflegevereine — und wer ließe sich nicht gerne pflegen. „Wir unterstützen nur den Bedürftigen, und den auch nur, wenn er arbeiten und ordentlich sein mag“, heißt es zwar. Dieß ist aber nur halb wahr, und nur halb richtig. Wollte der Hülfverein nicht mehr für die Arbeit geben, als sie werth wäre, so brauchte er kein Hülfverein zu sein; und wer nicht von Herzensgrund, sondern nur von Unterstützungswegen ordentlich ist, der ist ein schlechtes Subject.

Geben diese Vereine etwas anderes als Arbeit, oder nur mehr für die Arbeit als sie werth ist, so werden sie fürchterlichen Andrang haben, und dadurch zu Grunde gehen, mindestens alle Wirksamkeit verlieren. Wo aber sogar ohne Gegenleistung Wohlthaten gegeben werden, da wird der Andrang noch größer sein, Beides lockt, und keines hilft. Das ungeheure Verderbniß, welches aus dem Almosenschenken meistens entsteht, ist noch lange nicht bekannt genug. Da steht der Geber mit äußerer Demuth, aber innerlich ein stolzer Pharisäer, und vertheilt Gaben, die vielleicht nicht einmal von ihm herrühren; mit bitteren Lehren, harten Ermahnungen — Alles verkehrt spendend. Ihm nahet der Empfänger, der sich die letzte Menschen ehre mit so einem Almosen abkaufen läßt, um vom heuchelnden Bettler zum hehlenden Diebe, zum schleichenden Räuber zu werden. — Man weiß noch lange nicht genug, wie sehr das Almosen geben schändet, denn man macht Parade damit. Das Almosennehmen erniedrigt aber auf das Tiefste, da Wohlthaten nur von Gott kommen dürfen, der weise, gerecht und strenge ist; Eigen-

schaften, die nicht einmal von eitelen Menschen begriffen werden.

27.

A Schloffer hat'n Gefellen gehabt,  
Der hat sehr langsam g'feilt;  
Doch wenn er z'Mittag g'fressen hat,  
Da hat er gar weislich geeilt.

de Marle.

Wir wollen diesen Gegenstand nicht weiter behandeln, und kamen nur darauf, um zu zeigen, wie Pogge die Sache begriff. Er nahm an, daß Armenkassen einen Abschnitt unter den Menschen bilden. An einer Seite stehen die, welche da was hineingeben. Auf der anderen Seite stehen die, welche daraus bekommen. Hier ist die Grenzlinie zwischen Gedeihen und Verderben.

Zu einer solchen Grenzlinie gehört nun, daß es zwei Menschenklassen giebt. Die niedriger stehende — man nennt sie mit einem häßlichen Namen wohl Proletarier — die wollte Pogge haben. Er wendete sich deshalb zunächst an den Bauernstand. —

Zwischen den Vornehmen und den Geringen — es sind dies auch zwei häßliche Ausdrücke — steht der Bauernstand bei uns zu Lande so etwa in der Mitte. Derselbe hat sich aber, seit lange schon, zu sehr für sich gehalten, und sein Licht meistens theils untern Scheffel gestellet. Es kam darauf an, diesen Leuten die Freundeshand zu bieten, und sie aus der Gefahr zu ziehen, welche auch ihnen die immer größer wachsende Noth drohete. Es gilt den gemeinschaftlichen Feind, dessen Macht sich wie ein böser Krebschaden unvermerkt immer tiefer frisst, zu bekämpfen.

Wer aber Jahr aus Jahr ein mit der Schlafmüde über'm Ohr, und die Augen halb voll Schlafes dabinduselt, bei dem steigt das Unglück leise und unversehens über'n Zaun, und frisst ihn. — Wo es noch nicht der Fall gewesen, da kann's

über Nacht so kommen. Unglück schläft nicht, Menschen sind dickfellig.

So was war aber nichts für Pogge. Er war Director des patriotischen Vereines; deshalb wendete er sich zuerst an seinen District, die Teterower Gegend. „Auf, wackere Freunde,“ sprach er, „wir wollen unsere Zeit nicht dahin gehen lassen, wir wollen von ihr nehmen, was sie uns Neues und Gutes giebt, uns darüber aufklären, und das zu Nuzze machen. Sind wir darüber klar, und dessen Herr geworden, so wird uns auch die Kraft und Einsicht nicht fehlen, das Ueble zu bezwingen, was um uns ist, und an uns kommen könnte. Haben wir uns brüderlich vereinigt über das, was wir müssen, so lasset uns ferner treu aneinander halten, und es in Ausführung bringen. Es ist noch viel zu thun übrig, wenns jeder Einzelne auch nicht so fühlet. Es kann noch viel geschehen, was Allen Gedeihen bringet. Auf denn, wir wollen uns vereinigen das Richtige zu erkennen, und das Beste zu vollführen. Lasset uns zusammentreten, und helft auch mir mit Eurem Wissen und Willen, denn hier bin ich kein anderer Mann, als ihr Alle seid. Ich bringe euch das Scherflein meines Wissens und Willens, gebt mir eben so treuherzig das Eure, dann wird was Ganzes daraus!“

28.

Auf vom Hürdenpfahl ihr Schäfer!

Auf, wer Spreu zu Boden bringt!

Auf, wem vieles nicht gelingt:

Aus dem Bett, ihr Siebenschläfer!

Held.

Und mit des Donners Stimme rief

Der Himmel hoch hernieder,

Und Alles, was auf Erden schlief,

Erwacht und lebte wieder.

Hoffmann von Fallersleben.

Und als Pogge so sprach, da war er ein großer Mann; denn da war er ganz Mensch. Da

warf er von sich, was oft als leidige Bornehmthuererei den gemeinen Mann so drückt, und im Grunde nichts ist, als lumpige Zurückhaltung, weil man meint, einem fallen Perlen aus der Krone, wenn man ist mit jedermänniglich wie mit seines Gleichen. Der ächte Mann wird immer bleiben, was er ist, ob er sich auch zu dem Geringssten oder vor den Höchsten stelle. Nicht in Dünkel und Einbildung oder in steifer Ueberhebung liegt der Mensch, sondern im Thun und in der Gesinnung. Wo Letzteres, ächtes reines Gold ist, da kann man es dreist ins Leben schleudern, es geht nicht verloren, es wird nicht geschändet, nein es kehrt glänzender und reiner zu seinem Besitzer zurück; denn ob auch Schlacken und schlechter Koth daran gesprizet wird, die Bewegung schüttelt das ab, und was Kern war, glänzet nachher um so reiner. Im Kleidrock, im sammetnen Krage besteht es nicht: das sind Schneiderswohthaten, die zu Lumpen werden. Wer aber sonst nichts aufzuweisen hat, der möge seine Lumpenfurcht vornehm hinterm Theetisch und seidenem Schirm bergen, und suchen, daß er leise sich durchschmuggelt, wo ihm die Schale lädirt werden könnte. — „Guten Ton haben,“ sagt E. M. Arndt, „heißt oft weiter nichts, als geschickt die Larve der Wohl- anständigkeit über gemeine Laster werfen.“

Aber auch der gemeine Mann hat solche Lumpenfurcht, wenn er meint, um was zu sein, komme es auf äußerlichen Glanz an. Nichts da! — was ächt ist, bedarf keines Firnisses und keiner Fournierung, und wer was Unehliches, gleichviel ob es herausgepußet ist, oder schlicht erscheint, für ächte Waare geben will, nur der ist dummdreist, oder gar — ein Betrüger.

Viele Leute halten sich zurück, weil sie fühlen, daß sie nicht sind, was sie scheinen; andere weil sie sich geniren weniger zu scheinen, als sie sind.

Die ersten werden für stolz, die letzten für blöde genommen, beides läuft aber auf kleinliche eitele Menschenfurcht hinaus. Weg damit! —

29.

Verzage nicht. Noch giebt es starke Seelen;  
Und ist das Finden oft erschwert,  
Wird doch der treue Freund dem nimmer fehlen,  
Der redlich eine Bruderhand begehrt.

Aringer.

Es ragen einzelne Seiten und Personen und besondere Umstände, die oft gleich einem Schicksal eintreten, nicht selten weit über das hinaus, was man nach dem Gewöhnlichgegebenen in diesem Lande sich als natürlich zu denken hatte.

E. M. Arndt.

Es hat aber, Gottlob, noch nie in der Welt gefehlet, daß ein wackerer Ruf keinen ehrenhaften Anklang findet, und so kamen denn auch zuerst aus der Teterower Gegend diejenigen Hauswirthe, welche wußten, daß sie was werth waren, und die Pogge kannten.

Nun, über diese Versammlungen ist schon vorig Jahr geschrieben worden, wie großen Anklang das in allen Ständen gefunden; wie der junge Großherzog selbst dies Unternehmen schützet und für dasselbe gethan u. s. w. Aus der Teterower Versammlung ging später die Güstrower hervor, und leider, leider ist diese durch Pogge's Absterben verwaiset.

Man sollte kaum glauben, daß das möglich sei. Es scheint so viele tüchtige Männer in Mecklenburg zu geben, und die Sache war doch wichtig genug, daß sie selbst rief: Freiwillige vor! — aber es wollte niemand sich auf den Stuhl setzen, den ein Pogge inne gehabt — und die Leute hatten recht, daß sie nicht unbedachtsam kamen.

Kommen werden und müssen aber Leute, die die Sache wieder aufnehmen. Der Großherzogliche Beamtenstand, der doch gezogen und geschult ist, die Verhältnisse der Hauswirth so recht an der Schnur zu haben, der wäre freilich der nächste dazu, und es würde ganz gut lassen, wenn sich der Beamtete neben den Hauswirth setzte, und ihm sagte, laß auch uns einmal miteinander gehen und suchen, daß wir finden, was uns fehlet, und erreichen, was uns nüzet. Es scheint aber nicht so kommen zu sollen. Ob diese Herren fühlen, daß sie das Zeug nicht dazu haben, oder ob sie fürchten, es könnte eine gefährliche Vertraulichkeit zwischen ihnen und ihren Untergebenen entstehen —

Halt! — in einem Aufsätze über Pogge kann von keiner zu fürchtenden Vertraulichkeit und von keiner Ueberbeamtung die Rede sein, nur von Menschen. Deshalb steht auch zu hoffen, daß vorzugsweise der Stand der freien Gutsbesitzer sich der Sache annehmen wird. Es soll schon erfreuliche Aussicht da sein, erfreuliche.

30.

Wer sagt, 'ist nicht die rechte Zeit,  
Für den erscheint sie nie;  
Und wer sich selbst unwürdig nennt,  
Der stelle sich zum Vieh!

Dr. Kornfeger.

Es geht jetzt ein finsterner Geist des Mißtrauens  
durch die Welt. Woeniger.

Die einzig sicheren Kennzeichen einer herannahenden besseren Zeit, wie der Herr sie angiebt, sind: 1) Wenn lang genährte Vorurtheile endlich zu schwinden anfangen: die Blinden sehen. 2) Wenn gelähmte Kräfte sich neu beleben: die Lahmen gehen. 3) Wenn das sittliche Verderben erkannt und tief empfunden wird: die Ausätzigen werden rein. 4) Wenn tausendmal verkündigte

aber immer überhörte ernste Wahrheiten endlich Eingang finden: die Tauben hören. 5) Wenn das Veraltete und Abgestorbene einem neuen frischen Leben Platz macht: die Todten stehen auf. 6) Wenn das ewige Recht des Menschen in jedem Menschen, auch dem Aermsten, erkannt und geehrt wird, und so eine Kraft von unten nach oben das ganze Volk begeisternd durchdringt: den Armen wird das Evangelium gepredigt. — Dies ist der Maßstab zur Beurtheilung. Schleiermacher, Predigt.

Ja wohl ist es eine erfreuliche Aussicht, wenn ein ganzer wackerer und für Mecklenburg so wichtiger Stand für das Leben mehr gewonnen wird. Deshalb sperret euch nicht ab, ihr mecklenburgischen Bauersmänner. Wenn ihr nicht ins Leben wollt, so kommt die Welt, das Leben zu euch auf eure Hoffstelle, und ist das der Fall, so müßt ihr die Zehrung hergeben, und wenn sie auch den letzten Schilling kostete! — Noch kein Mensch hat sich ungesiraft festgesetzt und ist ohne Schaden verbaumet.

Na, na, schüttelt nur nicht pazig den Kopf, daß ich auch von verbaumen rede, und etwas Neues aufbringen will, auch nicht glaube und ehre, daß ihr Großvaters Weisheit geerbt, Vaters Klugheit ihm abgelauert, und die eigene mit Lösfeln gegessen habt. Alles recht schön. Auf seinem Riste krähet jeder Hahn, daß es nur so Art hat, da ist er ganz einzig. Auf'm Dorfbring könnte die Sache aber schon mittelmäßiger werden, deshalb krähet der Hahn, wenn ja das Thor mal offen steht: „Weintrauben sind sauer!“ —

Wollt ihr auch das nachkrähen, und nicht bloß die Trauben, sondern auch den Wein — denn der wird aus Trauben gemacht — elendiglich verleugnen? — Thut das nicht. — Die Kesseln und die Distel wachsen an Eurem Zaune, das wisset Ihr, der Wein wächst nicht an Eurem Zaune, das

wisset Ihr auch — Ihr wisset aber nicht, ob er nicht von Euch zu abreichen wäre.

Oder meint Ihr, der Wein wäre Euch nicht gedeihlich, nicht dienlich? Was? — versteht Ihr mich nicht? Ich rede ja von dem Weine der Wahrheit und der Aufklärung; ich rede ja von dem Lichte besserer Einsichten, das vor Verderben und Unglück hütet, soweit sein segensvoller Strahl reicht.

Weiszet bei Leibe die Hand nicht zurück, die Euch aus edler Absicht von Ehrenmännern geboten wird. Nehmet hin die Gabe, welche man Euch opfert, auf daß Ihr sie weiter spenden könnt: denn nicht bloß auf Euch ist es abgesehen, nein, Ihr sollet hingehen und weiter verbreiten, was Euch gegeben.

Lehret nachher Euren Dienstleuten, Euren Mitbewohnern und Arbeitsleuten den goldenen Spruch, daß wer sich selbst nicht verläßt, daß den der Himmel auch nicht verlassen wird; daß es Schande ist, von Anderen zu fordern, was man sich selbst geben kann; lehrt ihnen, daß nur der klug handelt, der stets das Rechte thut, und daß, um das Rechte thun zu können, man auch die Einsicht haben muß, es zu erkennen. Diese Einsicht aber will erworben, nicht nachgebetet sein.

Glaubt Ihr wohl dies Alle schon zu wissen? Ei, dann wisset Ihr noch jämmerlich wenig, dann kann es Euch begegnen, daß Ihr mit Eurer Weisheit kläglich zu kurz kommet. Habt Ihr aber viel mehr Wissen als dieses, nun so thut Eure Schuldigkeit, vergrabet Euer Pfund nicht, sondern stellet das Licht auf den Scheffel, daß es auch anderen diene. Wer heimlich etwas voraus haben will, ist schon nicht ganz ehrlich mehr. Hätte Christus so gedacht, den wir doch alle mit unseren schwachen Kräften nacheifern sollen, wie wäre es da mit dem Evangelium geworden? — Ein Evangelium ist aber jede Wahrheit. Wer sie weiß, muß sie verkünden.

31.

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,  
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!  
Kochlich.

Das Leben, was hienieden mehr als Leben  
Gewesen ist, das kennet keinen Tod;  
Tod ist ein wehmuth-sehnsuchtvoll' Verschweben  
Aus finst'rer Nacht in goldnes Morgenroth.  
Hoffmann von Fallersleben.

Doch kommen wir zu Ende.

Am 13. October 1843, Nachmittags gegen vier Uhr, starb zu Zierstorf im 53ten Lebensjahre der Gutsbesitzer Friedrich Pogge. Ein vierwöchiges Krankenlager brachte ihn ins Grab.

Um dies Grab wollen wir uns Alle trennen. Der Mann ist hin, aber seine Gesinnung soll leben in der Ehre, welche sie für alle Zeit verdienet.

Nicht habe ich behauptet, daß es nicht noch viele brave, tüchtige Männer gäbe, sonst stände es ja schlimm um Mecklenburg; aber sagen, wiederholen und behaupten lasset mich noch einmal: wir haben einen unserer einsichtsvollsten, uneigennützigsten und strebsamsten Landsleute verloren, einen Mann, der vor Allen groß dastehen muß, denn vor ihm war Keiner geringe, Keiner niedrig, und

Weil er so reblich gewirkt und gerungen,  
Hab ich um ihn meine Kränze geschlungen.

Wir leben aber insoferne in einer ernsten Zeit, als jetzt jedes bedeutenderen Menschen Thun, Lassen und Wollen öffentlich angeschauet und gerichtet wird. Wir leben mehr und mehr in einer Zeit, die Wahrheit von Lüge, und Wirklichkeit von Täuschung zu unterscheiden sich mühet — und was eine ganze Zeit will, das gelingt ihr. Mancher Irrstern ist schon in dem Sumpf seiner Nichtswürdigkeit verschwunden; mancher, der sich als großer Mann wollte geberden, ist schon als Farenmacher erkannt und verurtheilt. Das Verblenden nimmt ab, der Tag nimmt zu. Leider wollen nun

Viele noch nicht die Augen aufmachen und den schönen Morgenstern über sich leuchten sehen. Leider giebt es Menschen — darf man sie noch so nennen? — genug, die über die blöden Augen noch die dicke Schlafmütze selbst ziehen, und demnächst am hellen Mittag anfangen zu rasauern: wir tappen blind in schwarzer Nacht, und schmachten nach Erleuchtung. — —

Für solche Leute schreibe ich nicht, solche Leute dürfen gar nicht einmal mit mir reden, sie hätten denn zuvor gelobt, ihren grauen Staar fliegen zu lassen, um ihn nimmer wieder zu fangen. Am wenigsten dürfen solche Leute urtheilen wollen. So gehet doch heim, ihr Blödsichtigen, und suchet eure Welt im Kaffeetopfe, oder leset euer Schicksal aus schmutzigen Karten. Da könnet ihr Gewaltiges, Gewaltiges für euch finden. Draußen aber wollet nicht mitsprechen. Da ist es lebhaft und für euch zu helle. Bedenket doch, da ist es so hell, daß dorten gerecht scheinen nicht einmal ausreicht, man muß es wirklich sein, oder doch zu sein sich bestreben, wie ich es thue, indem ich euch mit scharfer Wahrheit tractire. Setzet euch nicht weg über mein Urtheil, ich habe viele, viele Freunde, die ebenso denken, mit mir erkennen, mit mir urtheilen, ebenso das Schlechte verachten, aber Ehre geben, dem Ehre gebührt — und für diese meine Freunde schrieb ich Vogges Leben: es soll damit dem Verstorbenen eine Schuld gezahlt sein, eine Abschlagszahlung von dem großen Capitale der gerechten Dankbarkeit Mecklenburgs.

32.

In den Banden, nah' und weit,  
Ist ein neuer Geist erstanden,  
Und die Götzen, die vorhanden,  
Zittern vor dem Geist der Zeit.

Hinrichs.

Wir leben aber nicht bloß in einer ernsten Zeit, wir leben auch in scharfen Verhältnissen, bei denen

für tüchtige Männer, nicht übrig ist, sich den Kopf voll leerer Erzählungen und nichtswürdiger Geschichten zu halten. Nein, man soll seinen Kopf gebrauchen und ihn deshalb klar und in Ordnung halten. Es könnte auch unversehens der Augenblick kommen, wo es heißt: „angegriffen!“ und wehe, wehe, wenn wir dann nicht wissen, was wir sollen, was wir wollen und können.

Bei Manchem — ich weiß es — da giebt es viele, viele Stunden, wo er trübe das Haupt sinken läßt und seufzet: ei nun, was hilft Alles, mit meinen besseren Einsichten, mit meinem guten Willen, meinen redlichen Absichten komme ich doch nicht durch, bin sogar damit im Wege. Besser ich ziehe mich zurück, dann habe ich mehr Ruhe, Andere mehr Gewalt.“ —

In solchen trüben Stunden, da möchte es gut sein, Vogges zu gedenken. Wie hat dieser Mann nicht seinen Platz behauptet, sich weiteren Raum errungen, Anderen mit herauf geholfen, und immer vorwärts gestrebet. Dieser Mann hat den Beweis gegeben, daß der Brave zu keiner Zeit ruhen darf, daß es vielmehr gilt, immer darauf loszuarbeiten. „Der Feind darf nicht zu Obem kommen“, meinte der alte Blücher auch.

Und weshalb zagen? — Nein für einen guten Zweck aus reiner Absicht vergossener Schweißtropfen fällt vergeblich auf die Erde. Er wird keimen, wachsen und zu Gedeihen erblühen. Und wenn zu unserer Zeit — die ist ja nur kurz — das Saatkorn nicht mehr Blätter, Blüten und Früchte treibet, ist es deshalb verloren? — Gewiß nicht, denn sicher bleibt, es wird ein Baum daraus entwachsen, der weithin des Edlen Grab kühl überschattet. Eben das Allerbeste kommt nur langsam, aber es besteht dann auch fest, weil es unter Kampf und Widrigkeit durchbrechen und hart werden mußte.

Wenn es einst heißt: hier schlummert der Mann, der zu jenem Baume, an dem wir uns stark halten, den Keim legte, so ist das ein schöner Lohn, so schön, daß es im Grunde Nebensache ist, ob man ihn noch erlebt, falls man nur mit der innigen Ueberzeugung sterben kann, ihm treulich nachgestrebt zu haben. Die Hoffnung blühet über dem Grabe, und Gott ist gerecht — nur die Menschen sind es nicht allemal, am wenigsten, wenn sie das Thun und Wollen edler Mitmenschen schon im frischen Augenblicke der That mit dem Maßstabe ihrer Kurzsichtigkeit messen, sich erdreisten zu urtheilen, wo zu begreifen sie nicht im Stande sind.

33.

Wer Gutes will bezwecken,  
Der scheut die Blicke nicht;  
Ihn selbst mag Dunkel decken,  
Tritt nur sein Werk ans Licht.

Hamburger Kirchenlied.

Ich schmeichle mir damit, daß da ich nie jemandem Uebels zugefügt habe, wenigstens nicht mit meinem Willen, ich vielleicht vermißt werden dürfte, selbst von denen, die am meisten meine Handlungen tadeln.

Gustav III.

Endlich aber, mein Leser, blicke her und sage dir, ob nicht selbst dies Büchlein, das in tausend und aber tausend Hände kommt, mit seiner Lebensgeschichte Pogges nicht schon eine Pflanze auf dessen Grabe ist, eine Pflanze, die erst nach seinem Tode keimte und wuchs. Auf denn, ehrenwerther Leser, sei dieser Pflanze ein Gärtner!

Möge, wenn du es erkennest, nur getreulich sagen, meine Darstellung sei ein unerbauliches, saft- und fruchtloses Gewächs, untauglich in Wurzel und Herzpoll.

Schadet alles nicht. Reiß es aus, lieber Gärtner, wirf es weg, weit weg — aber pflanze mir

dafür was Besseres hin, das rathe ich dir im heiligen Ernste; denn über dein Gewächs komme ich als Gärtner, ich, der da weiß, daß zur Siebkanne auch das Messer gehört, jenes Messer, das ich nicht scheue, aber auch nicht schone.

Stelle sich nur Einer hin im Leben, und wirke so tüchtig, daß einem Dritten demaleinst die Lust ankommt, dies Leben zu beschreiben. Die Aufgabe ist nicht geringe. Wer sie löset, der hat schon Erfolg. Auf das gelungene Hervortreten des ersten Erfolges kommt gar wenig an, denn der Zweite kanns besser machen als der Erste; der Tadler muß es besser machen. Sind aber alle Stimmen darüber einig, daß gerade so Pogges Leben hätte nicht beschrieben werden sollen, so bin ich mit Allen einig darüber, daß im Vorliegenden der edle Verstorbene noch lange nicht nach seinem Werthe geschildert ist, und von mir geschildert werden konnte. Ich bin mit diesem Gefühle an die Arbeit gegangen. — Wenn es aber selten ist, einen Braven zu finden, von dem sich's der Mühe lohnt zu reden, und wenn der bedeutende Mann selten den findet, der versteht angemessen von ihm zu reden, so konnte das Erste mich nur leiten, das Zweite mich beruhigen.

Ich habe gesprochen.

K. Fr. Deiters.

---

3.

## Irland und Norwegen.

Ein Unterschied aus der Wirklichkeit.

Der polnische Bauer ist schlecht zu wege, aber er ist noch ein Prinz gegen den irländischen Landmann. Dieser lebt — wie ein neuerer Reisender berichtet — in Hütten, die er selbst aus Grassoden oder rohen Feldsteinen errichtet, und mit Heidkraut oder Stroh decket. Schweine mit den Ferkeln, Gänse, Hühner, Alles wohnt in denselben vier Wänden mit. Betten sind eine große Seltenheit. Etwas altes Stroh, eine zerlumpte Wolledecke bilden das Nachtlager. Grobes Hafermehl mit Wasser zu Brei gekocht, oder Kartoffeln sind ihr Frühstück, Mittag und Abendbrod. Wenn schon reichliche Seefischereien vorhanden sind, so gehört doch ein Häring zu den Leckerbissen. Fleisch giebt es nur an hohen Festtagen, denn die Schweine müssen verkauft werden, um die Pacht aufzubringen, und um die Kirchen- und Landesabgaben zu entrichten. Die Eier werden zu Markt getragen, und müssen den Brauntwein bezahlen, von dem die Irländer leider große Liebhaber sind.

In vielen Gegenden läuft Alt und Jung Jahr aus Jahr ein ohne Strümpfe und Schuhe, und in Lumpen umher, die ein meklenburgischer geringer Mann kaum mit dem Fuße bei Seite stoßen möchte. Deshalb schrieb der Engländer Cobbet mit Recht an seinen Verwalter: „daß die Schweine in England ein besseres Leben führen als die Menschen in Irland.“

Solche Menschen, als wir eben beschrieben, giebt es nun zu Hunderttausenden dort. Sobald sie die Pacht nicht zahlen, müssen sie den Stab ergreifen, und mit Frau und Kind um Nahrung und Obdach betteln, denn

Tageelöhnerarbeit findet sich da auch nur allenfalls in der Saat- und Erntezeit. Werden sie krank, so sterben sie elendiglich in den Gräben am Wege, es möchte denn ein Barmherziger ihnen sein Strohlager einräumen. Die Landesgesetze kümmern sich um diese Unglücklichen nicht, außer daß sie Abgaben von ihnen fordern.

Ganz anders ist's in Norwegen. Giebt es eine glückliche Classe Menschen in der Welt — so erzählt der Reisende Laing — so ist es der Norweger. Dort ist der Bauersmann gleichsam König auf seinem Grund und Boden, und wirthschaftet da, daß Alles Art und Gedeihen hat. Abgaben drücken ihn nicht, außer für die Armenversorgung und der Zehnte. Diese sind aber so unbedeutend, daß sie keine Erwähnung als Lasten verdienen. Jede Gemeinde wählt sich von vier zu vier Jahren ihre Gemeinderäthe (Formandscaber), welche die Größe der Gemeindeausgaben nach dem Vorschlag der Beamteten bestimmen, und überhaupt das Beste ihres Districtes wahren, auch jeden darin mit Rath und That an die Hand gehen. Mehrere Ausgaben, die früher auf den einzelnen Gemeinden ruheten, hat die Staatscasse übernommen, welche für die Wohlfahrt des ganzen Landes, also auch für die der besonderen Commünen sorgt. Alles wird frei verhandelt. Die Landesversammlungen finden bei offenen Thüren statt, und ihre Verhandlungen werden durch Abdruck allgemein bekannt gemacht.

Große Güter giebt es in Norwegen nicht. Jeder erwirbt leicht auf seinem kleinen Grundbesitze, und was man gebraucht, ist auch sehr billig zu haben. Der Bauer steht mit Zufriedenheit, daß eine Landesversammlung (Storthing) nach der andern die Steuern heruntersetzt und die Staatsschulden tilget. Er wohnt gut, hat Ueberfluß an Feuerung, und meiste Zeit soviel Land, daß er zwar auch selbst mitarbeiten muß, aber doch gegen

Mängel und Entbehrung gesichert ist, wenn Krankheit oder Alter ihn zur Arbeit unfähig macht. Kein vornehmer Stand steht über ihn, zu keinem braucht er mit Unterwürfigkeit hinaufzublicken. Alles geht so frei und frank zu, daß eine verkehrte Ehrbesierde oder eine falsche Eitelkeit gar nicht anzubringen sind. Deshalb sagte neulich der berühmte badische Landstand Carl Welcker mit Recht: „allgemein bekannt ist es, welchen außerordentlich glücklichen, den Neid der Nachbarländer erregenden Aufschwung in Norwegen seit den fünf und zwanzig Jahren seiner neuen Freiheit, Wohlstand und Bildung des tüchtigen Volkes gewonnen.“

Vor fünf und zwanzig Jahren gab nämlich der damals vom Volke gewählte König von Norwegen diesem Land seine jetzige schöne Verfassung. Der ruhmwürdige Regent — es ist der jetzige König von Dänemark — mußte nachher Norwegen an Schweden abtreten; aber seine Werke bestehen auch jetzt noch zu seinem und des Landes Ruhm und Segen. Soviel davon.

---

#### 4.

### Stadtmanu und Landmanu,

oder

der neue Rock.

Ein Gespräch zwischen zwei Brüdern.

Landmanu. Du siehst in Deinem neuen feinen Rock so vornehm aus, daß ich mich immer erst bedenken muß, ob Du es bist, und ob ich nicht mit sonst einem Herrn zu thun habe.

Stadtmanu. Ja wenn das auch nicht wäre, sähe es traurig um mich aus.

L. Was? — Bist wohl nicht klug! — Was kann Dir das helfen, wenn ich Dich wirklich für mehr ansähe, als Du bist. Solltest Dich was schämen! oder schämst Du Dich meines einfachen Kleides? —

St. Das Alles nicht, Bruder. Aber es ist eine lange Geschichte. — Ich bin eine Stunde hergegangen, und hätte wohl Lust bischen zu frühstücken. Da will ich Dir's bei erklären.

L. Satt will ich Dich schon machen, wenn Du nur keine vornehme Herren-Gerichte verlangst.

St. Gerade heraus gesagt: Die Hauptsache ist, daß ich bald was bekomme.

L. (ruft seine Frau) „Larischen, büst Du da?“ — „Ja, Krischan!“ — „D, de Höbner häßt jo disse Dage god legt, schla uns 'n Paar Eger in de Pann, und Stück Speck dabie. Bring uns of ein von de dicken Mettwurst mit; und mach ein beten fir to.“ — „D'schaft hebben, Mann! In Dgenblick.“ —

St. Bruder, diese Rede kommt mir besser vor als die schönste Musik.

L. Ja, wenn man mal zu rechter Zeit aufgestanden ist, und eine Strecke in der Morgenluft ging, da nimmt man schon fürlieb. Sonst mein' ich, für einen Mann, der so galant angezogen ist, fehlen mir die feinen Gerichte und Getränke. Ich habe nichts als ein Glas gutes Malzbier im Hause.

St. Mir wird das Herz im Leibe weit, wenn ich von einem Glase Bier, so'm rechten, reinen Biere höre. Bruder, hole 'ne Krufe.

L. Bon Herzen gerne. Wenn Du's aber nicht magst, thue Dir keinen Zwang an.

St. Halte Dich ja nicht auf. Als ich von Bier hörte, ward ich gleich zehnmal durstiger als vorher.

L. Das kommt mir eigentlich wunderbarlich vor, und Du mußt mir ein wenig erklären, wie es denn bei Dir zu Hause hergeht. Ich bin immer noch beim Zuzuge, und in fünf Jahren habe ich Dich

nur einmal auf dem B—ter Markt gesehen, wo Du noch lange so vornehm — daß Dich der Donner, Du hast ja wohl gar eine Perücke auf! — nicht ausfahest. In Deinen paar Briefen sprachst Du von schlechten Zeiten, aber nun — poß tausend, hast ja gar einen seidenen Regenschirm! — scheinen die guten Jahre bei Dir angegangen zu sein. —

St. Mein lieber, guter Christian, kennst Du wohl das alte Sprichwort: es ist nicht alles Gold, was glänzet? — Ich genire mich eigentlich, daß ich zu Dir einfachem Menschen in meinem besten Puze gekommen bin.

L. Freilich hätte das nicht nöthig gethan. Als wir noch zu Hause das Vieh besorgen mußten, haben wir oft ausgesehen wie junge Grasteufel, — aber, wenn Du's so gut hast, so kannst Du es ja auch tragen. Es macht mir Freude, Dich hübsch gekleidet zu sehen. Der Candidat auf dem Hofe hat nicht mal so'n schönen Ring, und so eine bunte Uhrkette ganz und gar nicht; und nach dem richtet sich in Moden doch der Inspector und alle Schreiber in der Gegend, wie er, der Candidat, mir vorgestern selbst erzählte.

Die Frau kommt, legt ein Dischtuch auf, und bringt Butter und Brod. Im Herausgehen wendet sie sich an ihren Mann, und sagt: „Krischan, ick bring gief datt anner Eten, aber ehrst träet Di bäten an, Du warst Di doch so nich bi Dinen Broder to Disch setten willen.“

St. Lieber Christian, bleibe so begehren, als Du sonst gehst. Ob Du eine linnene Jacke und manschesterne Hosen an hast, und hölzerne Pantoffel, darnach sehe ich nicht; im Herzen sind wir ganz egal, und das ist die Hauptsache.

L. So mein' ich's auch, und offen gesagt, meine zwei Braunblässen mag ich lieber puzen als mich selbst. Auch ist meine Jacke kühl und reinlich, und in meinen Hosen kann ich mich besser rühren, als wenn ich solche stramme Dinger mit breiten Riemen unter den Beinen an hätte als

Du. Ich weiß gar nicht, wie Du da mit'm Fuß durchgekommen bist.

St. Ja, meine Frau muß helfen, auch der Lehrling und mein ältester Junge, sonst gehts nicht.

L. Lieber Himmel, kann sich nicht mal allein anziehen! — Das übrige Zeug sitzt Dir auch alle so eng; ich wäre nicht im Stande, darin zu arbeiten.

St. Da hast Du recht, es ginge auch nicht.

L. Dann arbeitest Du wohl jetzt nicht mehr?

St. Was wollt ich nicht. Siehe mal meine Hände. Sie sind mir so von den engen Ärmeln geschwollen, daß ich nur so eben die Handschuhe auskriegen konnte.

L. Na, das freuet mich, daß so ein feiner Mann, solch ein paar schnurrige Poten am Leibe hat, just wie meine. Doch jetzt lasse uns essen. Ich habe heute Morgen im Thau meinen Klee gegipft, und das setzt Appetit. Weiter als diese Schale voll Buttermilchsgraupen habe ich noch nichts bekommen. Hier steht sie noch leer.

St. Na, Gott segne es! — Ich habe meine Tasse Kaffee gehabt, und einen frischen Salzkuchen — weiter war nichts zu haben — unterwegs gegessen.

L. So ein Kaffee verschlägt mir Morgens nicht viel; und zu dem Salzkuchen schneide Dir einander Mal einen gehörigen Keil Speck ab.

St. Dazu hätte ich ein schönes Messer — der Speck fehlt aber.

L. Wie? ist der jetzt schon alle, und wir sind noch weit von der Schlachtzeit. Das ist nicht gut.

St. Ich kann aber auch nicht sagen, daß es böse ist, denn ich habe, solange ich wohne noch kein Schwein eingeschlachtet.

L. Das ist nicht richtig. Lauter Gänse und Rindfleisch allein, das wirthschaftet nicht gut. Kannst auch viele Butter sparen, wenn Du ein fett Schwein schlachtest.

St. Höre mal, Bruder, an alle so was kann ich nicht denken. Den Appetit habe ich mir, seit ich von Hause bin, vergehen lassen. Deshalb haue ich auch so auf Dein Frühstück ein. So was ist mir lange nicht geboten.

L. Aber Menschenkind, wovon lebst du denn. Als ich den galanten Herrn sehe, so denke ich, es ist nur gut, daß es Bruder Johann ist, der wird schon fürlieb nehmen. Meine Frau hat mich drei Mal herausgerufen. Sie wollte Thee machen — hat schon welchen von Pastors geliehen — und meinte, sie müßte ihn brennen und malen wie Kaffee. Ich solle weißen Zucker und Zwieback holen lassen. Haben nur Honig im Hause. Frisch Fleisch war auch nicht da. Ja sie sprach sogar von Wein — —

St. Hör auf, hör auf. Laß solche Dinge weg. Ich sahe buttern, und möchte wohl mal wieder frische Buttermilch trinken.

L. Das ist meist zu schlecht, mag Dir aber nun sein. Obschon ich aus der Milch buttere, so hab ich noch keine getrunken, solange ich wohne.

St. Ich kenne nichts schöneres, und kaufe mir öfters welche vom Fabrower Holländer.

L. Na, die mag gut sein. Ist vom Tage vorher und eine Meile hinein gefahren, dafür würde ich mich bedanken. — Ich kann übrigens noch immer in Deine Verhältnisse keinen rechten Sinn kriegen. Neulich war der Organist bei Dir gewesen und sagte, Du hättest eine große tapezirte Stube mit Gardinen und rothbunten Klunkern daran. Hättest Spiegel so groß als meine Kammerthür, und Mahagonimeubeln, daß es nur so Art habe. Mittags habe es Weinsuppe und Fisch mit Petersilienkraut gegeben. Am Ofen hätte gar ein seidenes Kleid Deiner Frau gehangen, auch wären Nachmittags zwei ganz vornehme Damen mit Sonnenschirmen und weißen Handschuhen gekommen, die Deine Frau zum — zum — nun ich

weiß nicht genau mehr zu was, hätten abholen wollen.

St. Es wird zur Harmonie gewesen sein.

L. Also das verhält sich wirklich so? —

St. Ja, lieber Bruder, der Organist hat wahr berichtet.

L. Das muß aber doch eine heillose Wirthschaft sein, wo die Frau mit seidenen Kleidern, weißen Handschuhen und Sonnenschirmen, hinter großen Spiegel, Gardinen und Mahagonyeubeln herauskommt, um nach der — der —

St. Harmonie zu gehen.

L. Während nicht einmal ein Stück Speck im Hause gewesen sein soll?

St. Nein, Speck habe ich regelmäßig nicht, noch sonst große Vorräthe an Lebensmittel und Kleidung. Dergleichen paßt sich in der Stadt nicht. Meine Frau hat — gerade heraus gesprochen — nicht einmal gelernt, damit zu wirthschaften, und hätte sie's gelernt, so hätte ich nicht einmal Platz dazu. Speisekammer, Rauchkammer, Keller, Vorrathsboden, das sind alles Dinge, die es bei mir nicht giebt.

L. Wie ist das möglich! — Wovon lebt Ihr denn? —

St. Wer solide lebt, der lebt von der Hand in den Mund. Wer das nicht kann, lebt auf Credit.

L. Poß tausend, wenn wir Landleute bei der Solidität anfangen, dann ist es nächstens am Letzten mit uns. Mir wird angst und bange vor Deiner Glückseligkeit, nach welcher meiner Frau der Mund seit acht Wochen recht gewässert hat. Wir denken, Du sitzt im Abrahams Schooße, und nun bist Du höchstens auf eine sonderbare Art solide. Erkläre mir doch das. Es ist keine Neugierde, sondern brüderliche Theilnahme, die mich fragen läßt.

St. Ich muß darüber reden, denn Du scheinst einen mittelmäßigen Begriff von meinen Umständen zu bekommen. Bedenke aber vor allen Dingen, daß wir Stadtleute nicht so glücklich sind als Du, der mit einer Hand die Waare, die Producte weggiebt, und mit der andern das Geld empfängt. Wer von der Hand in die Tasche verkehrt, der braucht nicht von der Hand in den Mund zu leben. — Ueberdies wäre es von mir unsinnig, wenn ich große Vorräthe anlegen wollte. Ich verlore durch die große Auslage und durch Verderbniß weit mehr, als durch den wohlfeileren Einkauf — wenn ich auch nicht bedenke, daß man bei großen Vorräthen am Ende doch ein wenig flotter wirthschaftet.

L. Das nicht. Wenn man sich ordentlich berechnen kann, so dient das der Sparsamkeit am meisten. Verderben würde Euch aber manches, und das Aufbewahren würde auch theuer, weil Ihr dann größere Wohnung haben, und mehr Miethe zahlen müßtet, nicht wahr? —

St. Mit dem Locale ist es nicht allein gethan. Zum Durchwintern gehört Stroh, Erde, Kellerraum, Dung und was sonst noch. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß wer sich mit den Umständen alle abgiebt, entweder in seinem Fache nicht viel zu versäumen hat, oder seine Nahrung verwahrlosend nach Nebendingen geht.

L. Mag wohl sein. Wenn jeder das thut, was er richtig versteht, und darin keinen Bergang kommen läßt, so wird er sich schon die Mittel gewinnen, womit er zu andern Bedürfnissen kommt. Wenn ich mich recht bedenke, kaufe ich auch Manches, was ich selbst allenfalls machen und bereiten könnte, aber ich habe berechnet, daß ich am billigsten für baar Geld dazu komme.

St. Gerade so ist es mit mir. Nun erwäge noch, daß in der Stadt Alles, und oft Manches zu sehr billigen Preisen zu haben ist.

L. Da müßt Ihr ja weiter nichts Euch halten, als Geld.

St. Richtig, lieber Bruder, da sitzt der Knoten, der Knoten, welcher manch einem den Hals zuschnürt.

L. Ihr habt ja auch nicht nöthig anders, als gegen baar Geld zu verkaufen.

St. Das verstehst du nicht. Sobald mir das einfiel, könnte ich nur meine Gesellen gehen lassen, denn mit Nahrung und Arbeit wäre es zu Ende. Ich habe hübsch in der Stadt zu thun, und gute Kunden, aber auf Borg nehmen, müssen alle. Um von Oben anzufangen, so bekommt der Bürgermeister nur zu gewissen Zeiten sein Gehalt, und kann erst zahlen, wenn ihm gezahlt wird. Der Arzt soll Neujahr seine Rechnung haben, und dankt Gott, wenn er sie Ostern alle hat. Mit den andern Ständen ist es auch so, selbst der Capitalist bekommt Johannis nur und Neujahr seine Zinsen. Etwas muß jeder doch in Händen behalten — und so steht für den Handwerker alle Einnahme auf Neujahr; denn Ihr Landleute laßt euch den Credit auch recht schön behagen, obschon Ihr die Wände angehen möchtet, wenn man von Euch Credit verlangte.

L. Bruder, wir sind die Circulationsthier. Wenn wir das ganze Jahr nicht im Gelde rührten, könnte sich zu Neujahr nichts sammeln. Das Geld will auch seinen Wachsthum haben, und einen Wachsthum ohne Leben giebt es nicht. Wir mit unseren Producten bringen Leben hinein, so daß sich bei der Gelegenheit für Manchen etwas absezet.

St. Na, laß gut sein. Jeder sorgt für sich, sonst — —

L. — bringt es Niemand zu etwas. — Aber wenn sich mir das mit dem Credit und der Solidität auch erklärt, sage mir Bruder, weshalb macht Ihr Stadtleute so einen unvernünftigen Staat und

Aufwand. Ich habe mich — weshalb es verkehlen? in Deiner Seele geschämt, als ich Dich mit Ringen und Uhrketten sahe, und erfuhr, Du habest nichts als einen nüchternen Salzkuchen im Leibe.

St. Das ist auch so schlimm nicht, als es aussieht. Erstlich bin ich morgens keine große Mahlzeit gewohnt, dann wollte ich so zeitig keine Umstände beim Kaffee haben. Ich bin ohnehin später weggekommen, als ich dachte und wollte — —

L. — die Hülfsmannschaft zu den Stiefelstrippen war wohl noch nicht im Gange? —

St. Ja, spotte nur. Dein Frühstück hat's entgelten müssen. Ich rechnete schon beim Salzkuchen darauf.

L. Der Kerl rechnet früh und fix. Es sieht am Ende doch so übel nicht mit ihm aus, als ich fürchtete. Wenn nur der leidige Flitterstaat nicht wäre! —

St. Du, der muß sein. Es ist von wegen des Credités. Meinst Du, daß vornehme Leute sich anders, als von vornehmen Leuten wollen bedienen lassen? — Bei mir ist's noch gar nichts. Hättest mal sehen sollen in Berlin, wo ich fünf Jahre bei dem ersten Meister arbeitete. Der hielte sich Kutsche und Pferde, einen Buchführer, drei elegante Kundenzimmer — und das will in Berlin etwas sagen.

L. Alles auf Credit? —

St. Zu meiner Zeit nicht mehr. Aber Anfangs — am Abend vor meiner Abreise erzählte er mir's — hatte er spottwenig dazu, außer einigen Credit. Er ist ein desparater Kerl, geht hin, versichert sein Leben, nimmt Geld auf, was er bekommen kann, setzt sich hin, macht sich breit, treibt sein Geschäft als'n Daus. „In fünf Jahren ein behaltener Mann, oder todt,“ sagte er. Und er kam durch. In einer großen Stadt läßt es sich zwingen — aber es gehen dort auch viele caput.

L. Das ist eigentlich eine böse Geschichte. Der hat ja so zu sagen sein Glück beim Kragen gekriegt, und es gezwungen, sich nicht zu mucksen. Das mag ich nicht leiden, das Stückchen Deines Meisters.

St. Er war ein tüchtiger Mann, und ein guter Kerl, aber wild und entschlossen wie ein Teufel. Es gab sich mal einer für einen dänischen Grafen aus, ein ansehnlicher Mann mit Lakaien und Bedienten. Der machte große Bestellungen, und wollte sachte damit abreisen. Er war schon weg. Da erfährts mein Meister, wirft einen Personalarrest aus. — Höre mal, ich sehe ihn noch als er damit in die Werkstätte stürzte: „Wer kann reiten, Tag und Nacht durch!“ rief er. Wir waren unserer drei und zwanzig Gefellen. Tüchtige Kerle darunter. Ich sprang aber zuerst auf und sagte: Meister, ich reite mit Ihnen durch die Hölle. Habe in meiner Jugend Nacht und Tag auf'm Pferde gelegen, und bin ein Mecklenburger, der niemals seinen Meister, niemals seine Mitgesellen sitzen läßt! — „Hurrah, der Mecklenburger muß mit!“ — riefen alle, — und eine halbe Stunde nachher jagten wir aus dem Thore. Hatten ein paar tüchtige Pferde. — Unser Graf so und so, wollte die russische Grenze gewinnen, und weg wäre er gewesen. Wir nahmen sechsmal frische Pferde. Aus Posen war er zwei Stunden vor uns abgereiset. Bei einem Neste an der Grenze, Slupce heißt es, kommen wir ihn auf den Leib. „Halt!“ brüllte mein Meister. Der Kerl aber läßt aufhauen, und weist ein Pistol aus dem Wagen. Nun wurde der Meister rasend wüthig. Keine fünfzig Schritte vor'n Schlagbaum holten wir ihn ein, und denke Dir, zwei schäbige Kosaken kamen schon von der andern Seite und blöckten „Ztupai!“ oder so etwas, und wollten dem Gauer helfen. „Mecklenburger, nun gilt's! rief der Meister. Ich den Wagen, Du die Russen, aber komme ihnen nicht jenseits des Schlagbaumes!“ —

Es war kein Spaß. Zwei Cavalleristen. Ich hatte nichts als einen ausgerissenen, ziemlich langen Chausseepfahl. Was half's. Die Kosaken ritten dicht neben einander, und waren sich nichts vermuthen. Ich sagte immer: dobr, dobr, was soviel als eine Titulatur ist, und Wohlgeboren heißt. Als ich mit meinem Schwarzen vor den Kosaken bin, nehme ich meinen Chausseepfahl auf'n Sattelnopf, quer vor'n Bauch, und figle den Gaul — was er nicht vertragen konnte — hinter'm Sattel. Der springt plötzlich los, zwischen die Kosakenpferde, und ehe die Kerle ihre Hopfenstangen herunter kriegen konnten, lagen sie beide in dem Dreck. Ich hatte sie glücklich von den Pferden gerakt, und war so mit meinen Feinden klar. — Der Meister hatte unterdessen dem Grafen seinen Fuhrmann vom Bocke gerissen, war in den Wagen gesprungen, hatte dem Grafen sein Pistol aus der Hand gehauen, und wollte eben das Fuhrwerk umwenden, da kam über dem Lärm die preussische Grenzwahe hinzu, und arretirte uns alle zusammen.

Die Sache ging indessen gut auseinander. Der sogenannte Graf erklärte es für einen Irrthum, er habe bloß die Bezahlung vergessen. Er traf Richtigkeit, auch für unsere Nachjagd und Rückreise. Er bezahlte sogar die Strafe für meinen ausgerissenen Chausseepfahl. Meine zwei Kosaken, die nicht über die Grenze hätten kommen dürfen, wurden nach dem Commandanten gebracht, damit sie ihre Strafe kriegten. — Der Creditnehmer soll nachher falsche Papiere gehabt haben und auf die Festung gebracht sein. Als wir nach Berlin zurückkamen, da gabs bei meinem Meister einen vergnügten Abend. Er hatte überhaupt keinen Schaden von der Geschichte. Sie wurde bekannt und vergrößerte die Kundschaft noch ansehnlich. Ich heiße bis auf diesen Tag in Berlin der Meklenburgische Kosakenfeind, und als ich abging, brachten

mich gegen hundert von der Gesellschaft, benebst meinem braven Meister, bis Rauen, wo wir einen rechtschaffenen Abschied tranken.

L. Das mag ich leiden. Du bist doch so töseelig nicht, als Du in Deinem Flitterstaat aussiehst. Zu einem Mecklenburgischen Kosakenfeind paßt der am wenigsten.

St. Lasse sie nur kommen. Dazige Pferde und Chausseepfähle giebt's hier auch noch, und damit kann ich fix russisch. — Jedoch wir sind ganz von unserem Capitel abgekommen. Ich wollte Dir erklären, daß in der Stadt ein gewisser Aufwand und äußerlicher Glanz ganz nothwendig sind, man wird darnach beurtheilt. Wer etwas durchblicken läßt, von dem heißt es, er ist ein tüchtiger Mann und hat es wozu gebracht. Das setzt Credit.

L. Zum Henker mit Deinem Credit, allendlich müßt ihr doch auch bezahlen.

St. Nun, kommt Zeit, kommt Rath. Mit dem Credit kommt Leben in das Geschäft, und dann wirft auch das Geschäft zuletzt etwas ab. — Du mußt übrigens nicht glauben, daß uns der Luxus so theuer zu stehen kommt, als Dir es kommen würde. In der Stadt kommt man oft um ein Billiges zu schönen Sachen oder zu Sachen, die wenigstens schön aussehen. Endlich wird auch Alles sehr in Acht genommen und geschont.

L. Es muß aber doch eine Dual sein, wenn man in seiner eigenen Stube, um den Fußboden rein zu halten, auf Socken gehen muß, und sich auf seinen Stuhl nicht setzen darf, um ihn zu schonen.

St. Auch das ist nicht so, oder nicht anders als bei Dir. Du spannst Deine Braunblässen mit den neuen Seilen auch nicht vor die Mergelkarre, ebensowenig als ich mich im Werkeltagsanzug auf mein damasten Sopha setzen mag.

L. Das ist wohl wahr.

St. Und begreiffst Du denn nicht, daß wir auch an den hübschen Sachen unser Vergnügen finden. Was haben wir sonst viel? — Wenn Deine Frau Sonntags ihren Garten beschauet, Du Dich über Deine Saat freuest, so trägt meine Frau ihr seidenes Kleid spazieren, und ich gehe innerlich vergnügt mit dem nagelneuen Hute und dem seidenen Regenschirm beither. Wo man nach dem Aeußeren beurtheilt wird, da macht es auch Vergnügen sich recht schmuck zu zeigen. — Was lachst Du? —

L. Ich dachte eben an Leipzig. Da war ich mal mit einer Schnur Reitpferde hin, die wurden auch Sonntags auf- und vorgemustert, spiegelblank gepußt.

St. Du warst doch dabei? —

L. Natürlich.

St. Half das Produziren.

L. Freilich half es. Wir hatten noch den selben Tag einen schönen Umsatz.

St. Machte Dir das keine Freude?

L. Gewiß. Ich rechnete nachher schon immer im Voraus, wie die Pferde sich den Sonntag in dem neuen schönen Zeuge hübsch machen würden.

St. Du sahest dann wohl mit Deinen Holzpantoffeln und kurzen manchestern Hosen darauf.

L. Kärrischer Einfall, das. Ich hatte ein hellblaues Reitcollet, aus'm Ei gepellt, spiegelblanke Stiefel, silberne Sporen, weiße Handschuhe und eine Reitpeitsche mit grunseidener Schwippe; daß es eine Lust war, so schmuck war ich.

St. Hahaha, er will über uns spotten, und machet es ebenso.

Die Frau kommt. „Na, häfft ji ju bald uhtvertellt? — T'is hoch Middag. Kamt to Disch. De Herr Schwager mütt so förlehy nähmen. Ein Stück Päckelfleisch mit Kantüffeln, un en frischen Gierspeckpannkoken mit Schellappeln und Plummen. Willnt nich foid warn laten. Jo nich!“

Sie gehen zu Disch.

5.

## Das Mittel wider die meisten Krankheiten

hat Gott jedem Menschen gegeben, es ist das, die Vernunft. — Grundgütiger Leser, Vernunft hast Du, das weiß ich daraus, daß Du dies nur für sehr vernünftige Leute geschriebene Buch liesest; also erfülle die Bitte Deines Kalendermachers, und wende Deine Vernunft mal auf Deinen Körper an.

Ja, ich bin aber kein Doctor! sagst Du.

Ich bins auch nicht, aber wir wollen doch ein Wort von der Gesundheit reden, das sich gewaschen hat.

Nicht übermüthig, Herr Kalendermacher! —

Höre mal, freundlicher Leser, nachgerade kennst Du mich doch, und weißt, daß ich keinen bedeutenden Sparren habe, auch der christlichen Gesinnung nicht ohne bin. Wenn nun so vor beiläufig fast zwei tausend Jahren, da ein römischer Kaiser Tiberius lebte, ein heidnischer Wütherich, der gar keine Aehnlichkeit mit seinen jetzigen Nachfolgern und mit mir hatte, und wenn dieser Mann dennoch öffentlich erklärte: „wer dreißig Jahr alt worden, und noch nicht losgekriegt habe, was ihm diene, und was ihm schädlich sei, das sei ein einfältiger Mensch“ — und wenn der Heidenkaiser darin Recht hatte, so muß ich christlicher drei und dreißigjähriger Kalendermacher doch noch mehr Recht haben; nicht wahr? —

Naturnothwendig, sagt mein freundlicher Leser, indem auch er seine Vernunft loszulassen beginnt.

Daß der Herr mehr bedeutet als sein Koch, das ist doch auch wohl ziemlich ausgemacht. Ebensoviel mehr bedeutet der Leser als der Kalendermacher, denn für den Ersteren schreibt ja der Letztere. Wann mithin der Kalendermacher soviel Gesundheitsvernunft hat, als er gebraucht, so hat

der Kalenderleser noch mehr — oder könnte es doch haben. Zu Munde soll hier Niemandem geschrieben werden.

Hältst Du Dir also keinen Mundschreiber, so halte Dir noch weniger einen Mundkoch. Was Deinem Geiste die Vernunft, das sei Deinem Körper der Hunger — eine Wohlthat.

Na, ich bin doch kein Hungerleider! —

Bewahre, ein Hungervertreiber, ein gewaltiger Hungervertreiber sogar bist Du — aber sei nicht feige, lieber Leser. Ehe Du ihn vertreibst, laß ihn anrücken und sei stolz, wenn Du ihn eben besiegt hast, so gieb den Kampf auf. Verfolgest Du Deinen Sieg aus Gaumenlust, so wäre Dir besser, Du bliebest ein Hungerleider, und issest Du aus Langerweile, so verdienst Du nicht, daß zu Deiner Unterhaltung dieser Aufsatz geschrieben wird. Hättest ja fressen können statt zu lesen.

Doch davon wollte und sollte ich nicht reden, dieweil ich weiß, daß Du klüger bist denn Tiberius. Ich wollte nur vermelden, wie man es anfängt, wenn man krank wird. Da giebt es herrliche Hausmittel — —

Kamillen- und Fliederthee, Zucker, Essig, Milch, Rahm, Butter, Del, Senf, Merrettig, Schmalz, Pfeffer, Wein, Branntwein, Taback, Wolle, Backobst, Klisire, Leinsaat, Flanell, Hundefett, Gerstgrauen — — — von jedem ein Eßlöffel voll, alle Viertelstunde genommen, lieber Leser, und item es hilft, ganz sicher — zum Todtbleiben. Kannst auch noch einige Salben und Pflaster dazu nehmen, und Deinen Geist mit etlicher Sympathie in Aufregung bringen, wenn es löffelweis nicht rasch genug geht.

Du machest große Augen, über diese Lehre, geneigter Leser. Ich, meines Theiles, habe mich nicht wenig vor Deiner Hausapotheke entfeket; denn gestehe, es sind genug Dinge darin, einen

Gesunden zum Sterben zu bringen, und ist das der Fall, so ist damit nicht zu spaßen.

Freilich, man meint, dergleichen könne jeder vernünftig anwenden — wer garantirt das aber? — Kann man sich nicht unter Umständen schon mit einem Trunke Wasser vom Leben helfen — wieviel mehr mit einem Trunke Weinessig oder Branntwein. Ja sogar mit Flieder- und Chamillenthee hat sich eine Wöchnerin, die eine Erkältung mit ins Kindbett nahm, zum heftigen Fieber, und weiter zum kalten Brande getrunken. Da lag die arme Frau im Sarge durch ebendas Hausmittel, welches so oft wohlthätig wirkte. — Wer kennt nicht die Mittel, welche das Fieber vertreiben? — Einem starken Manne half Tabacksasche mit Branntwein sehr gut, einem Kinde brachte dasselbe Mittel den Tod.

Umstände verändern die Sache.

Wenn nun aber gelehrte und erfahrene Aerzte deshalb manchen ins Grab bringen, weil sie dessen eigentliche Krankheit nicht erkannten, wie will ein Unkundiger sich diese Erkenntniß anmaßen? — Wer will vor allem, die große Verantwortlichkeit auf sich nehmen, jemandem, dessen Krankheit er nicht begreift, ein Mittel zu empfehlen, dessen Wirkung er nicht zu beurtheilen und zu berechnen vermag. Gewiß, gar mancher wird so, aus guter Meinung, von seinem liebsten Nächsten ums Leben gebracht. Wie schrecklich ist das aber. Und geschieht es nicht, so muß man doch immer, wenn der Kranke starb, die Besorgniß hegen, ihn durch das angerathene Mittel hingeopfert zu haben. „Schaden kann's nicht“, das läßt sich wohl sagen — aber wer wird dies Wort feck auszusprechen wagen, sobald er weiß, daß durch das allerunschuldigst scheinende Mittel, wenn es unrecht angewendet wird, der Tod gerufen werden kann. O, seid nicht leichtsinnig, der Tod kommt bei je-

dem nur einmal. An ein Bessermachen ist nachher nicht zu denken.

Alle oben genannte und viele andere Dinge, die man wohl als Hausmittel benennet, dürfen nur mit großer Vorsicht, oder noch besser, nur unter Anleitung und Verordnung eines Arztes zur Anwendung kommen. Wer das gegen sich selbst nicht beachtet, der handelt unvernünftig, und wer das gegen andere nicht beherzigt, der frevelt gewissenlos.

Außer jenen sogenannten Hausmitteln giebt es aber noch ein Theil, wodurch mancher Kranke geholfen wird, das ist das sogenannte „Sich pflegen“, — nämlich: wenn einem Kranken alles das im erhöhten Maße gegeben wird, was den Gefunden stärkt und erfreuet. Mehr und verlockenderes Essen bekommt, wer sich so vielleicht schon übernommen hatte; hintern Ofen in Betten gepackt und mit hitzigen Getränken voll gemacht wird, wer so schon an einem Temperaturwechsel zu Schaden kam, und das nennt man pflegen, während es dem Tode Weg und Steg bahnen heißt.

Wärme ist recht gut, es muß aber reine Wärme sein, solche, bei welcher die frische Luft nicht fehlet. Vor allen Dingen ist aber Enthalt- samkeit nothwendig, damit die Natur ungestört wirken kann. Die Natur hilft sich gerne, sie will immer zum Guten. Deshalb muß aber auch der Kranke vor allen Dingen Ruhe haben. Soll etwas Außergewöhnliches genommen werden, so greife man bei Leibe zu nichts Kräftigem, Hitzigem, sondern halte sich an einen Trunk reinen frischen Wassers. Diese fünf Mittel sind die wahren Hausmittel, aber auch zu ihnen gehört einige Vernunft, die Hitze von Wärme, Zugluft von frischer Luft zu unterscheiden weiß. Wenn dagegen die Enthalt- samkeit in ein wenig Hunger übergeht, das schadet eben gar nicht. Mit der Ruhe kanns auch

nicht zu arg werden,\*) auch das Wasser kann nicht zu frisch sein, und braucht's niemand zu schonen, der nur so viel Vernunft hat, es nicht gerade in der Fieberhitze eiskalt hineinzugießen. Mancher Leser wird diese Mittel nicht hoch anschlagen. Gut das, nur wolle sie niemand selbst verbessern, sondern zu ihrer Verbesserung einen Arzt herbeiholen. Diesen Mann schiebe man nicht zu lange auf; denn zu rechter Zeit kann er viel, nachher wenig, und spät oft leider gar nichts thun. Hat man aber einen Arzt, so stelle man ihm blinden Glauben zu, so wie der Türke seinem Mahomet. Der Kranke, der seinem Arzte aufpassen will, gleicht complet dem Blinden, der den Lahmen leiten wollte; denn lahm ist des Arztes Kunst — wie alle Kirchhöfe zeigen — auch nur. Wer aber dem Hinkenden getreulich zu Hülfe kommt, gelanget wohl mit dessen Hülfe zum Ziele; so sagt mir meine Vernunft, und ich bin vernünftig als der Heidenkaiser Liberius, der sich bei Zeiten in Acht nahm, daß er nicht krank ward. „Immer vernünftig, niemals ängstlich“, soll er gesagt haben. Zuletzt ward er nur in allen Lastern und Schandthaten zu dreist, so daß ihn Kaiser Caligula, sein Nachfolger, und ein noch infamerer Wütherich, todtzuschlagen allerhöchst geruhete. Das Todtschlagen war nämlich zu jenen Zeiten bei den römischen Kaisern auch ein Hausmittel. —

---

\*) Vor allen Dingen weise man die unnützen Krankenvisten ab, die obenein sich wohl gar die Kaffeekanne und sonstige Dinge vortragen lassen, bei denen ein schädlicher Klatsch herrlich gebeihet. Der Kranke muß sich wohl gar bischen anziehen für die Gäste; das Zimmer wird gekehrt, das Bett überzogen, Zugluft wehet voran, hinteran. So schmieden die Freunde den Nagel zum Sarge! —

6.

## Die Colonie Osterwald.

Diesen Sommer war ich in Straßburg, in jener großen deutschen Stadt mit dem berühmten Münster, bei dem gewaltigen Rheinrome. — Straßburg gehört bekanntlich zu Frankreich, und der dortige Bürgermeister heißt Maire.

Als diese Stadt nun im Jahr 1842 eine Anstalt für Hülfbedürftige und Heimathlose einrichten mußte, schlug der Maire — das Wort heißt auf Deutsch eigentlich Meier, und man findet bei uns bei Holländereien auch Leute angestellt, die Meier heißen — also schlug der Meier vor, man sollte ein Stück Waldes, das auf sumpfigem Grund und Boden lag, abholzen, und noch eine Summe dazu bewilligen, wofür hier eine Anstalt begründet werden könne.

Das geschah dann auch. Es wurde darauf gerechnet, eine gute Zahl Arme und Heimathlose als Colonisten aufzunehmen, und man ging ans Werk.

Ich hatte mein Lebtag eigentlich keine Armenanstalt gesehen, bei welcher ich nicht nachrechnen konnte, daß man die Sache billiger hätte, wenn man die Leute in einem guten Wirthshause recht anständig unterbrächte, und für sie bezahle. An Lust, den Franzosen ebenfalls diese Rechnung zu machen, fehlte es mir nicht, und so nahm ich mir dann, es war am 21. August, ein Miethsfuhrwerk und befahl, mich für mein Geld nach Osterwald zu kutschiren.

Lieber Leser, solltest Du mal in Holland, Frankreich, oder in jenen Gegenden sein, so reise nur ehrlich allenthalben auf los; sei bescheiden und dreist, und es wird sich Dir keine Thür verschließen. Hast du indessen eine Stelle in der Rocktasche oder im Gedanken leer, worin Du einen

Brief oder nur einen freundlichen Gruß mitnehmen, und bei Dir führen kannst, ei, so ist es noch besser, da kommst Du zu den dritten Leuten schon gleich beinahe als Freund ins Haus. Nun, mir hatte ein Bekannter, mit welchem ich auf dem Rheinströme umhergeschiffet war, ein Brieflein an den Director der Anstalt, einen Herrn Krafft mitgegeben, und auf diesen Brief nahm ich wieder einen anderen Bekannten mit nach Osterwald. So hilft man sich auf Reisen.

Die Fahrt durch eine recht belebte Gegend bei schönem Wetter und munterem Gespräche hatte nicht lange gedauert, da zeigte unser Fuhrmann schon auf einen Haufen Gebäude und sagte, das sei der Ort, wohin wir wollen. Gleich darauf hielten wir bei einem hübschen Gebäude, vor welchem ein Blumengarten hinlief, in dem sich ein schöner Springbrunnen befand, der sein silbernes Wasser recht lebendig in die blaue Luft wirbelte.

Wir traten ein, gaben unsere Namen an, und ließen uns bei Herrn Krafft melden. Derselbe nahm den Besuch an, und empfing uns freundlich. Als er jedoch aus dem Briefe sah, daß ich die Anstalt sehen wollte, fühlte er mir ernsthaft ein wenig auf den Zahn. Er gab mir zu verstehen, wie er hoffe, daß ich nicht aus bloßer Neugierde die Einrichtung besehen wolle. Mehrere Male seien Reisende da gewesen, die hätten bloß um sich zu amüsiren Alles begaffet; hätten sich gewundert, daß sie keine ganz besonderen maschinemäßigen Anstalten zum Arbeiten, zum Menschenverbessern, zur Strafe und zum Gebete fänden; hätten ganz absonderliche Fragen gethan, und endlich gar verlangt, er, der Director, solle ihnen einige der merkwürdigsten Aufgenommenen vorleiten lassen. — Es sei schrecklich von solchen Leuten besucht zu werden, und ich werde es kaum glauben, wenn er mir versichere, ein deutscher Prinz sei der Mittelpunkt jener Gesellschaft gewesen. Dergleichen Besuche

Könnten auch auf die ganze Anstalt, die ja keine Sache zum Besehen sei, sondern einen wichtigen ernstern Zweck habe, sehr nachtheilig wirken.

Wir begriffen den Unwillen des braven Mannes, versicherten ihm, daß wir keine deutschen Prinzen seien, was er auch gleich glaubte. Ich fügte hinzu, bloß aus menschlicher Wißbegierde sei ich gekommen, und in Hoffnung bei ihm die Freude zu haben, eine recht einfach und natürlich eingerichtete und zu gedeihlichem Zwecke aufblühende Anstalt zu finden. Mich beglücke es, wenn ich sehen könne, daß Menschen von Elend und Rohheit zu Auskommen und Sittlichkeit gehoben würden. Den Einzelnen als eine Curiosität, als einen Gegenstand für meine unterhaltungsfüchtige Neugier zu betrachten, dazu sei ich nicht glassirt, überbaumig und hartherzig genug; vielmehr müsse ich ganz ehrlich bekennen, daß ich im Stande sei, mich zu fühlen als der Beringsten einer, und daß ich ahne vor Scham zu versinken, wenn ich verlangen sollte, mir einen armen unglücklichen Menschen als Gegenstand, an welchem ich meine langweilige Neugier sättigen könne, vorzuführen.

Hier gaben mir die anderen beiden die Hand. Der Director aber sagte: Folgen Sie mir, lieber Freund, und nöthigte uns mit sich.

Das Hauptgebäude, in welchem der Director wohnt, enthält zwei große Speisesäle und eine Küche, wo für alle gekocht wurde. Die Colonisten bekommen täglich zwei Pfund gutes feines Brod und einen Becher Wein. Bei der Mahlzeit giebt es Suppe und Gemüse, und an zwei Tagen in der Woche, wo Fleisch gereicht wird, fällt das Maß Wein weg. Man setzte uns von den Speisen vor, welche die Colonisten erhielten. Ich kann sagen, daß sie kräftig waren und in ihrer Art wirklich schmackhaft.

In beiden Sälen stehen lange Tische, und an einem essen die Männer, am anderen die Weiber.

Letztere müssen auch die Küche und die Wäsche besorgen. Da die Anstalt erst im Entstehen war, fanden wir einige vierzig Männer und sechs Frauen.

Neben dem Hauptgebäude befinden sich zwei kleinere Häuser, in denen die Schlafsäle sind. In diesen standen auf beiden Seiten Bettstellen von Gußeisen, die mit sauber gehaltenem Bettzeuge belegt waren. Die Säle waren hoch und hell, auch wohlgelüftet. Alles in strenger Ordnung. Hier und da hing ein kleiner Spiegel — worüber ich mich recht freuete; denn wenn der Mensch erst anfängt, äußerlich wieder auf sich etwas zu halten, so erschließt er sich schon dem Leben, und ein ordentliches — ich sage aber nicht ein gepustes — Aussehen, deutet meistens auf einen ordentlichen Menschen. Wer strebt, einen guten Eindruck zu machen, ist solange immer auf richtigem Wege, als er sich für seinen Zweck keiner närrischen Thaten bedient. —

Wenn nun die Weiber das Haus besorgen, so haben dagegen die Mannsleute eine doppelte Beschäftigung. Wer von denselben ein Handwerk gelernt hatte, oder darin erfahren war, oder Lust dazu hatte, der übte es. Mehrere besondere kleine Häuser waren zu Werkstätten für Handwerker eingerichtet. So zum Beispiel wurde in einem, das Schuhzeug für die ganze Colonie gefertigt, in einem andern, die Röcke. Letztere werden im Winter aus gutem, starkem Tuche, im Sommer aus blauem Linnen gemacht; so etwa wie die Kärnerhemde.

In einem dritten Gebäude wurde Stellmacherarbeit getrieben; auch war hier eine Schmiede in vollem Gange.

Die Männer, welche hier nicht ihre Arbeit haben, beschäftigen sich mit dem Ackerbaue. Es befinden sich nämlich beinahe fünf Last Ausfaat Acker bei der Anstalt, die in Cultur gebracht sind,

und darin weiter gebracht und gehalten werden müssen.

Die Feldwirthschaftsgebäude bilden eine eigene Abtheilung. Ich fand in einem reinen, geräumigen Stalle vierzig Stück recht gute Kühe. Man baute jedoch gerade ein zweites Viehhaus, weil man noch mehr Vieh halten wollte. Neben dem Viehause stand die Scheune, welche bewies, daß der Ackerbau etwas hergab.

Alle Gebäude, und bis jetzt sind ihrer neun, sind von Holz, hell, lustig und geräumig, so wie die guten Bauerhäuser im Holsteinschen. Außen in der Mitte zieht sich meistens ein Gang darum her. Sie bilden und umgeben mit einander ein weites Viereck, das theils als Hof, theils zum Anbau von Küchengewächsen benuset wird. Hinter dem Gehöfte liegt dann das Feld.

Außer dem Director und seinem Buchführer hat die Anstalt nur einen Ackervoigt und einen Werkmeister. Diese vier Leute sind die einzigen Aufseher. Arbeiten müssen natürlich alle Colonisten, und zwar der Regel nach, von Morgens 6 Uhr, bis Abends 6 Uhr, wobei jedoch die Es- und Mittagszeiten gehalten werden. Zur Ernte- und Saatzeit müssen auch die Handwerker mit ins Feld; was für diese eine wahre Lust ist.

Die Colonisten haben, wie gesagt, freie Station, Essen und Kleidung. Sie erhalten aber außerdem, je nach dem Werthe ihrer Arbeit, einen täglichen kleinen Lohn in baarem Gelde. Damit können sie machen, was sie wollen. An Sonn- und Festtagen dürfen sie in der Umgegend und nach Straßburg ausgehen, was sie aber nicht zu mißbrauchen scheinen. Es besteht nämlich der große Vorzug Osterwalds darin, daß die Menschen hier in Lust und Freiheit gehalten, und in Thätigkeit zur Entwicklung geleitet werden. Daß die meisten Arbeiten landwirthschaftlicher Art sind, und jedem Colonisten der Aufenthalt in frischer Luft und freier

Sonne täglich fast gegeben wird, das hat sehr gute Folgen für Leib und Seele.

Als ich bewunderte, daß vier Aufseher für die ganze Anstalt hinreichten, da sagte Herr Krafft mir, daß selten Unordnungen und Streit vorkämen. Ein gutes Beispiel, ein vernünftiges Wort, eine zweckmäßige Thätigkeit gäben den meisten eine gewisse Lust und Liebe zum Dinge, die nur zum Guten ausschlage. Die Hauptsache sei, daß die Vorsteher wohlherzogene, ordentliche und freundliche Leute seien, deren Beispiel voranleuchte, und die mehr durch Achtung, als durch Furcht und Gewalt wirkten. Man müsse dies Amt nur mit Liebe verwalten, vernünftig mit den Leuten reden, und ihnen das klar machen, daß sie selbst am besten zu Wege wären, wenn sie sich recht gut schickten. Jeder müsse den Gedanken haben, daß er Gott am besten diene, wenn er anderen Menschen diene, und deren Noth und Leiden mindere. Auf Singen und Beten komme es nicht an, sondern auf einen tadellosen Wandel, auf eine zweckmäßige, löbliche Thätigkeit; darin liege die beste Frömmigkeit, denn darin könne es ganz und gar keine Heuchelei und Verstellung geben. Wahrhaftigkeit und Fleiß müßten das Ganze leiten, und die Einsicht, die hiezu nöthig, sei nur einfach, aber erquicklich und förderksam.

Als ächter Mecklenburger konnte ich nicht lassen, mich zu erkundigen, ob es hier gar keinen Branttewein gäbe. — Ja, das eben sei der böseste Punkt gewesen, meinte der Director. Es habe ihm Zeit und Mühe gekostet, die Leute davon abzubringen. Er hätte es freilich verbieten können. Aber was das Verbieten helfe; damit zähme man wohl Menschen, bringe sie aber nicht zu besserer Einsicht. Endlich sei es ihm aber durch Wort und Beispiel gelungen, dem Genusse des Brantteweinnes Einhalt zu thun, und seitdem gehe Alles noch mal so gut und kräftig. Die Leute hätten einge-

sehen, daß ihnen der Branntwein mehr schädlich als gut sei. — Ich las über den größten der Schlassäle das Wort: „der Branntwein führt ins Krankenhaus“, in französischer und deutscher Sprache eingeschrieben.

Aufgenommen würde jeder, sagte Herr Krafft, der sich als mittel- und heimathlos auswies. Wer einmal in die Colonie eingetreten sei, gehe selten wieder ab, obschon keiner zum Bleiben gezwungen werde. Draußen in der Welt ohne Heimath und Arbeit gäbe es schlechtere Aussicht. Betteln sei unwürdig und traurig — was Schlimmeres noch, führe zur Strafe und ins Zuchthaus. Was sollten die Colonisten mithin wieder in der Welt, solange sie dort kein gewisses, sicheres Unterkommen fänden? —

Als ich bemerkte, daß den Leuten und der Anstalt auch wohl jährlich schöne Hülfselder gegeben würden, sah der Director mich groß an, und bat mich, zu seinem Buchführer zu kommen. Da habe ich mich denn überzeugt, daß die Anstalt, die jetzt doch noch immer weitere Einrichtungen nöthig hat, sich bereits ganz aus sich selbst erhält, ja, daß sie bald etwas übrig haben wird. Es sollen aber später auch ganze Familien darin aufgenommen, und die Zahl bis über hundert Personen ausgedehnt werden. —

Inzwischen war es spät geworden, und da ich am anderen Tage zeitig von Straßburg die Rückreise antreten wollte, schied ich mit herzlichem Händedrucke von dem lieben, tüchtigen Director. Ich hatte gefunden, was ich lange suchte, eine gedeihliche Anstalt für arme, verstoßene Menschen.

Was meinst Du, lieber Kalenderleser, sollten in Mecklenburg auch wohl einige Last Acker — hier war es nur ein Stück sumpfiges Holzland gewesen — für eine solche Anstalt übrig seyn? — An heimathlosen, nothleidenden Menschen fehlt es leider Gottes bei uns nicht. Ein so tüchtiger Director

als in Osterwald gehört aber auch dazu. Möglich, daß der Straßburger Maire noch einen vorrätzig hat, den er abläßt. \*) —

7.

### Mittel wider Prozesse.

Für'n ehrlichen Mann giebt's wohl kein größeres Trübsal, als wenn er sein Heil von Advocaten und Gerichten suchen, und dahin sein sauer erworbenes Geld tragen muß. Halbwege kann man sagen, es giebt bei uns zu Lande kein Recht, denn niemand weiß es. Die Gesetze sind über tausend Jahre alt, in lateinischer Sprache, und müssen immer erst zu Acten gemacht werden, ehe Recht daraus wird. Die Actenmacherei — Prozessiren ist kein deutsches Wort — hat auch viele, viele Haken, insbesondere frißt sie viele Zeit und schweres Geld.

Das Hauptmittel gegen Prozesse ist nun, daß man sich bedeuten läßt.

Es giebt viele Menschen, denen ist es so ziemlich gleich gut, ob sie Recht haben oder nicht, sie wollen Recht haben, und meinen, jeder Eigensinn lasse sich durchsetzen. Wenn solche nun vernehmten, daß einer mit Ansprüchen durchgekommen, die den ihrigen ähnlich scheinen, da brennt es sie, auch in die Prozesslotterie zu setzen. Sagt ihnen jemand ehrlich, es sei nicht zu gewinnen, so hören sie nicht darauf, und wird die Prophezeiung wahr, so schieben sie das auf alle mögliche Schändlichkeiten, nur nicht auf ihren Starrsinn. Es ist

\*) Die in Paris erscheinende Zeitschrift „Vorwärts“ berichtet auch schon über die Colonie.

traurig genug, daß sich manche ganz gerechte Sache nicht durchholen läßt, und noch trübseliger ist es, daß dann und wann Dinge gewonnen werden, die hätten verloren werden müssen. Es geht aber im Leben überhaupt so. Die, welche klug wie die Schlangen sind, kommen besser durch, als die, welche fromm wie die Lämmer, und der, welcher das Spiel versteht, kommt weiter, als der Unwissende, der die schönsten Karten hat. Da nun keiner, der's nicht recht gut gelernt hat, den Rechtsgang beurtheilen kann, so begeben man sich vorsichtig — wenn's denn einmal sein muß — in denselben.

Ein anderes Hauptmittel ist, daß man sich rathe läßt.

Sich rathe zu lassen, ist aber auch eine Kunst. Wer erst einen dummen Streich macht, und nachher um Rath sich bemühet, der versteht die Kunst ebensowenig, als wer zehn um Rath fragt, und elstens thut, was ihm beliebt. Es kommt hier abermals auf das Sichbedeutenlassen an. Hierzu ist aber nur Zeit, bevor man etwas unternimmt. Deshalb wird, wer zu rechter Zeit zum Arzte geht, sich oft die Krankheit, und wer zu rechter Zeit zum Sachwalt geht, sich oft den Prozeß sparen. Dem, an welchen man sich wendet, muß man aber seinen Glauben schenken, sonst macht man sich selbst zum Narren. Bist Du selbst klug genug, so fordere keinen Rath, forderst und erhältst Du aber welchen, so gebrauche denselben. Uebrigens irret der ganz lächerlich, der meint, es gebe allenthalben Rath zu und für.

Im Gegentheile, auf den muß man hören, der einen die üble Seite der Sache nicht verhehlt, und deren Gefahr nicht verbirgt. Jedes Recht hat nämlich eine übele Seite, das ist die Schlechtigkeit der Menschen, und eine Gefahr, das ist deren Dummheit. Nur wer beide Klippen umschiffet,

kommt in den Hafen, und Vorsicht ist der beste Steuermann.

Vorsicht vereinigt sich aber nicht gut mit raschem Urtheile und schnellem Handeln. Beides macht leicht, was man so nennt, den Kopf verlieren. Deshalb ist es gut, daß jede wichtige Sache erst gehörig beschlafen wird. Der Schlaf giebt ruhiges Blut, und führt zu den schönen hellen Morgenstunden. Ferner muß, wer Recht zu haben vermeint, niemals vergessen, billig zu sein. Man setze sich auch einmal in die Lage seines Gegners, und betrachte die Sache von der andern Seite. Freilich ist dieses nicht leicht, aber ebendeshalb ist es gar wichtig. „Was Du nicht willst, das Dir geschieht, verlang von einem andern nicht.“ Dies ist ein altes Sprichwort, das viele Menschen lange nicht genug vor Augen haben. Kann man selbst die Sache nicht von der andern Seite auffassen, so bitte man unpartheiische, vernünftige Leute darum. Dem Dritten ist das immer leichter, da er nicht voreingenommen und weniger leidenschaftlich sein wird.

Endlich giebt's gegen Prozesse noch bessere Hausmittel als wider Krankheiten. Wenn zwei Streit miteinander haben, so wähle sich jeder einen Beistand. Diese zwei Beistände einigen sich entweder, oder können sie's nicht, so wählen sie einen Dritten, der den Ausschlag giebt, und was diese befinden, das nehme man für Recht an, und befolge es.

Freilich wird mancher glauben, er könne von den Gerichten noch mehr holen; aber die Gänge, die Zeit, die Kosten, der Haber, das wird nicht gerechnet, und wer damit sein Leben verbittert, der verliert doch gar viel, und außerdem irren auch die Gerichte oft gewaltig. Um nur ein Beispiel anzuführen, so lebt in Rostock ein Tischler, der ward im ersten Urtheile zur Strafe des Räubers verdammt, im dritten, ganz für unschuldig

erkannt, und allendlich hat sich gefunden, daß er unschuldig war. Er sollte seine Frau vergiftet haben, und nach Jahren bekannte der Lehrbursche, daß er es gethan habe. Hätte aber nicht das letzte Urtheil ebensogut das unrichtige sein können? —

Im nächsten Jahre reden wir hievon ein Mehreres, denn es giebt viele Rechtsangelegenheiten, die jeder mindestens halbwege kennen muß, z. B. von Erbschaften, Vormundschaften, Ehesachen, Kaufen, Miethen u. s. w., und davon wollen wir einige recht verständige besprechen, damit sich künftig der Kalenderleser doch in Etwas wider Schaden hüten kann. — Kizlich ist es immer, über Sachen zu schreiben, die bisher noch nicht unter den Leuten gewesen sind, die vielmehr von Gerichten und in Prozessen, mit gewaltigen Briefen und Siegeln, voll lateinischen und sonst unverständlichen Krimskrams in die Welt geschickt werden, und worüber hochangesehene Leute, wenn man sie darnach fragte, einen getreulich versicherten: „es ließe sich gar nicht auf deutsch sagen.“ Ei der T—I, was ich auf deutsch thun und lassen soll, muß sich auch auf deutsch sagen lassen, — obschon man nicht sicher ist, ob man deutsch oder teutsch schreibt. Es ist auch egal, wenn man's nur deutlich macht, so daß kein langes Deuten und Auslegen mehr noth thut. — Um dies Jahr einen Versuch zu geben, soll in folgender kleinen Abhandlung einiges gelehrt werden, was jedem, der sich aus seinen vier Pfählen auf die Landstraße begiebt, zu wissen wohl rathsam und gedeihlich sein möchte. Wollen mal versuchen, ob der Kalender keine Landstraßengelehrte machen kann, die gewiß weiter kommen, als die berühmten deutschen Stubengelehrten, von denen letzteren man sich sagen will, daß sie öfters keinen Hund hintern Ofen, wo sie doch selbst zu Hause sind, heranzulocken vermögen.

## 8.

**Von Wegen und Stegen.**

Gut, zu lesen, wenn man reisen will.

Vor ungefähr zweitausend achthundert vier und vierzig Jahren — auf einige Tage und Stunden kommt es bei dieser Rechnung nicht an — lebte in Griechenland — wo laut Seite 5, zu Baiern, jetzt Otto König ist — ein steinalter blinder Mann, hieß Homeros. Derselbe hat zwei Bücher geschrieben — es waren auch so Volksbücher; hörst Du wohl, Leser! — mit denen er ganz Griechenland und sich selbst berühmt machte. In einer von diesen Schriften hat nun Vater Homeros die Lebensbegebenheiten eines Königs, Namens Odysseus, beschrieben, der sich mit seinem klugen Kopfe und seinen knolligen Fäusten recht sauer durch die Welt schlagen mußte, und von dem wir, um zu weisen wie sonst die Könige waren, wohl einander Mal erzählen könnten.

Wenn nun Vater Homeros — dies wollte ich eigentlich sagen — seinen König Odysseus so recht loben will, so nennt er ihn den göttlichen Dulder, der sovieler Menschen Länder und Städte gesehen. Weshalb ich dies vermelde, wird ein gründlicher Leser bald spüren. Ich hatte hier in einem Volksbuche vom Reisen zu sprechen, und bin um den gehörigen Anlauf zu nehmen einige tausend Jahre zurück gegangen, um all dort ebenfalls mich auf ein Volksbuch zu begründen, in welchem schon ein Mann, weil er weit gereiset, hoch gepriesen ward. — Das ist weit hergeholt! — Meinst Du, gefälliger Leser? — Sage mir aber, nachdem wir uns solange mit einander unterhalten, traust Du mir noch zu, daß ich Dir etwas brächte, was nicht weit her wäre? — Bei Leibe nicht. — Denke vielmehr, Dein Kalendermacher sei Dein Homeros, so wird der auch ein Auge zudrücken, und wenn

er Dich nicht für'n König Odysscus nehmen kann, Dich vielleicht als Griechenland oder sonst etwas berühmt machen. — Schlage ein. —

Doch Spaß bei Seite, und nichts für ungut! — habe Niemandem einen Zopf drehen wollen, da mir wahrhaftig nicht in den Sinn kam, mit dem Leser nach alten Zeiten und fernen Ländern zu reisen. Daran hat mir als kleinem Jungen schon mein Schulmeister den Geschmack verdorben. Der Mann gab mir grundgelehrte Bücher, in denen auch kein Sterbenswort deutsch stand, und die so von Homeros seinen Nachkommen, oder was weiß ich's, von wem und vor wie viel tausend Jahren geschrieben sein sollten. Diese Bücher mußte ich verdeutschen. Herr Semine, was wars für eine häßliche Arbeit, und damit noch nicht genug. Ich mußte lernen, wie es dazumalen in den lateinischen und griechischen Ländern hergegangen, wie man da gewohnt, sich gekleidet, was man gespeiset und getrunken habe. Wetterweg, was hat mein Schulmeister mich darauf examinirt, und was wußte er selbst damit Bescheid! — Es kam soweit mit mir, daß ich dicht davor war, auch ein Gelehrter zu werden. — Es ging aber noch gnädig ab, denn ich fand ein Haar in der Gelehrsamkeit, wenn ich sahe, daß mein Lehrer, der alle Reden und Thaten auswendig wußte, welche die berühmten Helden in Rom und Griechenland vollendet hatten, der auch ihrer Kriegslisten und Practiken durchaus kundig war, daß der doch gegen seine Frau ganz und gar nicht aufkommen konnte, und von seinen eigenen Kindern und Leuten grausam hintergangen und betrogen ward. Nun freilich, um das zu werden, braucht man nicht gerade ein Gelehrter zu sein. — Ich habe mir aber damals gedacht, wenn mein Schulmeister, an Statt der alten Helden, mal einen neuen aufgeführt, und Statt der tausendjährigen Listen und Practiken, die von gestern und heute gekannt hätte, da wäre es besser für ihn gewesen. Der Meinung bin ich

noch heute, und hauptsächlich an ihr liegt die Schuld, daß ich kein Gelehrter worden bin, ob schon mich unterweisen wohl der Bock stößt, wie der Anfang hier mit dem Homeros und Odysseus zeigt. Das habe ich einmal so bei meinem Schulmeister aufgeschnappt, und es bricht dann und wann noch durch. Manchen, denen, wenn sie es lesen, auch die Schulbank wieder in die Glieder fährt, flößt es so eine Art kalten Graus ein, der wie Respect zu fühlen ist. Wem aber so nicht zu Muthen wird, der hat's leichter, denn in nachfolgendem will ich ihm erzählen, wie man auf der Mecklenburgischen Landstraße heutzutage durchkommt, gleichviel ob man im Kutschwagen, oder nach dem Buttermarkt zu Grabow reiset, oder gar Schweine nach Hamburg bringt.

Wer in Mecklenburg sich auf die Reise macht, hat vor allen Dingen zu merken, daß hier nicht alle Wege für Alle sind: „Es wird allen Zollbedienten aufgegeben, darüber genau zu halten, daß die Frachtfahrenden, Commercirenden“ — nämlich solche Leute, die reisen, um etwas zu kaufen oder zu verkaufen — „und Viehhändler, die öffentlichen Landstraßen beobachten müssen“; — so heißt es im Gesetze, und wer sich darnach nicht richtet, soll angehalten werden. — Bis zur Landstraße kann jeder die sogenannten Verbindungs- und Nebenwege fahren, nur darf keiner längs der öffentlichen Straße auf diesen Wegen sich entlang ziehen. Im Jahre 1829 hat nun im Wochenblatte gestanden, welche Wege Landstraßen sind. Ich mag alle die Wege nicht hier hereindrucken lassen. Wer es wissen will, und sonst nicht ausfindig machen kann, der darf nur kommen und mich darnach fragen. Sonst kann er auch nur seinen Pastor bitten, denn auf den Pfarren werden die Wochenblätter aufgehoben, und in der Verordnung vom 12. Mai 1829 steht's. Diese Landstraßen sind es auch, welche die Wegebesichtigungsbehörde jährlich bereis-

sen und nachsehen muß, einmal im Frühjahr, wenn der Frost aus der Erde ist, und einmal im October, wo nachgesehen werden soll, ob die Besserung, die Fröhjahrs nöthig befunden und verfügt ward, beschafft ist.

Jeder öffentliche Weg muß zwei Ruthen breit sein mit Einschluß der Seitengräben, jeder zu vier Fuß, so daß der Weg im Lichten nie unter 24 Fuß breit sein darf. Innerhalb der vollen Breite des Weges darf kein Baum stehen, und wo sich Born- und Quellsstellen im Wege finden, müssen stets gangfertige Abzugsgräben eingerichtet sein, die gut und sicher überbrückt sind. Die Brücke muß zwölf Fuß im Lichten haben, mit Abprallsteinen und vier Fuß hohem Geländer versehen sein; auch müssen zur Warnung bei Nachtzeit Bäume daneben an den unbebrückten Gräben gepflanzt werden. Stämme, Steine und überhängende Baumzweige dürfen nicht in den Wegen sein, noch darf man Schlamm und Duffen, oder untauglichen Auswurf aus den Seitengräben in den Weg werfen. Knüppeldämme sind nicht gestattet.

Die Dämme in Städten und Dörfern, durch welche die Landstraße geht, müssen 12—16 Fuß breit sein, und dürfen in der Mitte gegen 3 Zoll Aufhöhung haben.

So wie die Wege voll sind, muß Schnee geschaufelt werden, daß man durchkommen und ausweichen kann; hierzu sind alle Behörden verpflichtet. Bei anhaltendem Schneetreiben können Nebenwege über den Acker bestellt werden, die aber sicher bezeichnet sein müssen. Wo überhaupt ein Reisender zu Schaden kommt, muß der nächste Ort ihm gleich in jeder Art Beistand leisten, ohne mehr zu verlangen, als des Reisenden Erkenntlichkeit giebt, oder die Obrigkeit bestimmt.

Windmühlen müssen 20 Ruthen vom Wege ab angelegt werden, und wo sie näher liegen, muß

der Müller von selbst zupassen, wenn er bemerkt, daß die Pferde des Reisenden unruhig werden. Paßt der Müller auf Ansuchen des Reisenden nicht, so zahlt er zwei Thaler Strafe, und kann er nicht gleich anhalten, etwa bei starkem Winde, so muß er die Pferde vorbeileiten helfen. Wassermühlenräder, die der Brücke näher als 32 Fuß liegen, müssen mit Brettern verkleidet sein, so daß die Pferde sie nicht sehen können, und bei Stampf- und Delmühlen soll der Müller bei zwei Thaler Strafe dem Reisenden helfen, die Pferde vorbei zu führen. Schießbahnen über den Weg sind unerlaubt, und neben dem Wege müssen sie 600 Schritt davon entfernt sein. Reiserbahnen und Tuchmacherrahmen sollen 20 Fuß, Wienenschauer 50 Fuß vom Wege entfernt sein. Ebenso Sand-, Lehm- und Mergelgruben müssen eine Ruthe vom Wege ferne angelegt, allemal aber umricket werden.

In Städten und Dörfern soll Niemand böse Hunde vor den Höfen oder bei den Heerden los gehen lassen. Alles Sensenstreichen, Binden, Schnüren zur Pfingstzeit, Schreien und Knallen, oder was sonst die Pferde scheu macht, darf auf und neben den Landstraßen nicht Statt finden, noch darf bei der Straße etwas hingehängt und vorgenommen werden, was die Pferde scheu macht, z. B. keine bunte Lächer, die der Wind rührt. Auch Schweine dürfen nicht hirtelos im Wege laufen, noch Karrenschieber mit ihren Hunden sich darin niedersetzen. Wo der Weg zwischen den Aeckern geht ohne mit Gräben versehen zu sein, soll er nicht durchgehaft werden, noch darf man Glas oder Scherben darin werfen. Wer sich gegen diese Punkte vergeht, zahlt 16 ß bis 1  $\frac{1}{2}$   $\text{fl}$  Strafe, oder bei großer Bosheit noch mehr, und wer nicht zahlen kann, bekommt andere Strafe.

Wenn nun der Reisende dies Alles verlangen kann, ja, er in den Krügen Reinlichkeit, Platz, Lebensmittel und Futter, und die Tränkstellen in

Seen, Flüssen und Teichen mit Pfählen gehörig bezeichnet fordern kann, so hat dagegen auch er seine Schuldigkeit in Obacht zu nehmen. Deshalb merke er sich Folgendes: Kein Wagen darf der alten Spur folgen, und jeder soll sich nach Möglichkeit rechts halten. Begegnet sich zwei Wagen von gleicher Art, so muß jeder rechts auf halbe Trade ausbiegen. Hat der eine dazu an der Seite keinen Platz, muß der andere ganz ausbiegen. Den blasenden Posten muß jeder Wagen ausbiegen, doch müssen diese soviel Platz machen, daß jene es können, wo es enge ist. Sonst weicht der leere und leichte Wagen dem Lastwagen und der Kutsche, der Bauer- und Müllerwagen dem Staatsfuhrwerke, der Einspanner dem Zweispänner aus, und allemal rechts. Von Fußsteigen sollen Reiter und Wagen abbleiben, und auf Brücken und in engen Wegen soll keiner dem andern vorbeifahren oder reiten. Wer vor ist, bleibt da vor. Sonst aber soll der schwere, schwachbespannte oder langsam gehende Wagen dem leichteren, rascheren Fuhrwerke das Vorbeifahren nicht hindern, noch den Weg versperren. Ein Wettjagen darf überall nicht Statt finden.

Bei Einfahrt in Hohlwegen muß man mit Knallen und Rufen, der Postillion mit Blasen, Lärm machen. Wer da still einfährt, muß, wenn nachher nicht gewichen werden kann, sein Fuhrwerk bis zum Ausbiegungsplatz zurückziehen. Die Fuhrleute und Knechte sollen nicht anders vom Wagen gehen, als nachdem sie die Vorderwacht abgeworfen, die Hinterpferde abgesträngt, und die Pferde zusammengebunden, Hengste aber noch besonders gekoppelt haben. An Kornwagen muß geschrieben stehen, zu welchem Gute und Amte sie gehören. — Auf dieß Alles ist, bei den obengenannten Strafen, wohl zu achten.

Ja, das ist recht schön, aber wird nur so nicht gehalten, und wer sieht darauf, ob es

gehalten wird, sagt und fragt der bedächtige Leser. Zur Antwort will ich ihm nur rathen, niemals auf Reisen zu gehen, und sich — wie weiland Odysseus gethan haben wird — immer genau nach obigen Vorschriften zu richten. Dann thut einem kein Mensch, nein, sogar keine Obrigkeit etwas — und wenn man unbethan durchkommt, ist das nicht viel werth? — Ja, wenn die Gesetze nicht wären, aus welchen die Obergkeiten, Ortsobrigkeiten und Polizeibehörden sich begründen, die alle auf deren Befolgung tagtäglich zu halten, und über deren Vorschrift — man sollte fast meinen sogar des Nachts! — zu wachen verbunden sind, dann ginge vieles in die Quere. Jetzt aber halten die Conventionsen alles im Gange. Wer sich nämlich nach Obigen nicht richtet, der begeht Conventionsen, und das ist ein Geschäft, welches überall nicht Statt finden soll. Darauf wird mit „unnachsichtiger Strenge“, heißt es, vigilirt, und sind deshalb die genannten Behörden — geliebtester Leser, nun nimm Dich bei Leibe in Acht! — ermächtigt, nicht allein ihre Gerichtsgehörigen, sondern auch andere, desgleichen alle Durchreisende vorzuladen, Thatsache und Schuld kurz niederzuschreiben, und auf Strafe und Schadenersatz zu erkennen. Will der Verurtheilte sich dem nicht unterwerfen, so kann er dagegen an die Regierung gehen; er muß aber, wenn er nicht hinreichend sicher oder angefaßten ist, hinreichend Pfand dafür stellen, daß Schaden, Strafe und Kosten gesichert sind.

Wer auf unerlaubtem Wege betroffen und angehalten wird, oder der Reisende, welcher gegen die oben für Reisende aufgestellten Vorschriften handelt — was man also contraveniren nennt — der muß unweigerlich den anhaltenden Personen bis zu dem Orte, zu dessen Gebiete die Stelle gehört, folgen. Ist an dem Orte aber auch keine Obrigkeit, welche zur Untersuchung und Erkennung mächtig ist, so kann der Reisende sich von der

Anhaltung frei machen und weiter reisen, wenn er Namen, Stand und Wohnort angiebt, und ein genügendes Pfand zurückläßt.

Wann wer das Gebiet des Ortes, wo er etwas beging schon verlassen hat, so kann er durch Aufforderung der Obrigkeit der nächstgelegenen Feldmark von dieser noch angehalten werden, um ihn zur Verantwortung zu ziehen. Wer aber auch schon die zweite Feldmark verließ, den kann man nur in seiner Heimath verklagen.

Der Reisende soll mit Schonung, also mit so wenig Gewalt als möglich, und ohne Schelten, Schimpfen und Fluchen angehalten werden. Auch soll demselben auf der Stelle bescheiden angezeigt werden, weshalb man ihn anhalte. Ebenso anständig muß sich der Reisende benehmen, und den Anhaltenden zur Obrigkeit folgen. Uebertretungen dieser Vorschriften haben die Obrigkeiten ebenfalls den Umständen nach zu beahnden.

Was hier von Landstraßen gesagt ist, das gilt auch von den Chausseen — von Eisenbahnen haben wir bis dato in Mecklenburg noch nicht zu reden — nur wird da immer 32  $\text{ß}$ . Strafe gezahlt, sobald man unrichtig ausbiegt, auf den Fußsteigen reitet, fährt, schiebt und so weiter. Geschleift darf auf den Chausseen nichts, bei zwei Thaler Strafe werden, und wer nur seine Pflüge und Eggen daüber schleift, zahlt soviel. Anders ist es, wenn Schnee auf den Chausseen liegt. — Wer weiter als drei Schritt von seinen Pferden geht, ohne sie abzusträngen zahlt 16  $\text{ß}$ . Strafe. Beim Aekern muß man zwei Fuß vom Grabenrande entfernt bleiben, und wer Schafe, Rindvieh oder Schweine auf den Dossirungen grasen läßt, zahlt 2, 4 oder 8  $\text{ß}$ . Strafe. Wer die Chaussee verunreinigt oder Wasser darauf gießet, zahlt 16  $\text{ß}$ . Strafe. — Wer vor dem Schlagbaume Pferde abspannt, um dadurch weniger zu zahlen, zahlt das vierfache, und allermindestens noch einen

Reichsthaler außerdem als Strafe. — Wer eine Hebungsstelle passirt ohne anzuhalten, oder seinen Zettel aufzuweisen, zahlt 16  $\text{ß}$ . Strafe. Wer eigenmächtig einen Schlagbaum öffnet, gleichgut weshalb und wann, zahlt drei Thaler Strafe. Wer keinen Chausseezettel nimmt, und ihn bei der nächsten Stelle nicht abliefern kann, muß hier die Abgabe der letzten Station noch einmal bezahlen. Den Chausseegeldeinnehmern und sonstigen Aufsehern soll man Folge leisten. Man kann aber auch die Strafe an der nächsten Hebestelle niederlegen. Wer nicht gekannt und unsicher ist, wird an die Behörde gebracht.

Ein Reisender, der fremdes Fuhrwerk hat, kann die abverlangte Strafe auch gegen den Willen des Fuhrmannes hinlegen, und dies bei Bezahlung des Fuhrlohnes und Trinkgeldes dem Fuhrmanne abrechnen. Dagegen haftet der Reisende für den Fuhrmann, wenn er sich selbst mitvergangen, oder wenn er dessen Dienstherr oder Eigenthümer des Fuhrwerkes ist.

Wenn jemand Chausseeunfug macht, so haben die Einnehmer, damit er sich nicht fortmachen kann, nicht nöthig, ihm Chaussee-Zettel zu geben — wenn aber die bei der Chaussee Angestellten unrichtig verfahren, oder sich sonst ungebührlich betragen, so ist es dem Reisenden unbenommen, bei der Behörde Anzeige zu machen und sich zu beschweren.

Etwas Wichtigthuerei und Feierlichkeit muß der ungeduldige Reisende nun schon allenthalben, zumal den Unterausssehern zu Gute halten. Bei dem kleinen Einkommen und der ewigen Plackerei ihres Amtes wollen die Leutchen auch etwas Genuß davon haben, und machen oft ihre Sache so verzweifelt schön, richtig, sorgsam und gewissenhaft, daß man aus lauter Bewunderung von soviel langweiliger Amtstugend in Versuchung geräth, Feuer und Flamme zu spucken, als worauf denn der

Aufseher ebenfalls in Brand geräth, und — da ist das Unheil im Gange! — Alle Obrigkeiten sind nicht so auf Frieden bedacht, als die am Wohnorte des Kalendermachers die einen stochtauben Chausseeaufseher angestellt hat. Dieser Mann macht mit allen Leuten was er will, und wird niemals hitzig, weil er von der heftigsten Gegenrede keine Silbe vernimmt. Beklagt sich aber ein Reisender über denselben, so heißt es: „Sie müssen dem Manne das nicht übelnehmen, er ist ja stochtaub, und läßt sich nicht bedeuten. — Außerdem ist er aber ein ganz guter Kerl.“ — Wenn der Reisende mit diesem Bescheid abgefertigt wird, dann thut es ihm ordentlich wunder, daß der Aufseher kein noch größerer Esel gewesen ist. Derselbe bildet sich indessen nach guten Vorbildern immer mehr. —

Mit diesem Fingerzeige nehme ich vom Leser Abschied, denn sollte ich noch mehr von diesem Kapitel erzählen, so müßte ich auf die hölzernen Wegweiser kommen, die allenthalben stehen müssen, wo mehrere Wege sind, die deutlich geschrieben, und nicht unter fünf, nicht über acht Fuß hoch sein sollen. Steinerne müssen mindestens drei Fuß hoch sein. Papierne Wegw— — ja so! — lieber Leser, einen papiernen Wegweiser hast Du in der Hand. Er ist nicht groß von Gestalt, weiset aber verhoffentlich gut. Zum gut weisen gehören indessen Zwei, Einer der weiset, und ein Anderer, der sich weisen läßt. Der Andere, gefälliger Leser, sei Du. Findest Du Dich nicht gleich zurecht, so gehe noch einmal zurück und suche richtiger zu lesen; geschrieben stehts, da kannst Dich auf verlassen. Wisse nur zu lesen.

Mit diesem Worte und Wunsche lasse ich denn meinen Leser, den ich ordentlich lieb gewonnen, weil ich ihm so manches erzählt, und so manches mit ihm durchgemacht habe, allein. Ob wir uns künftig Jahr wieder treffen? — Es kann sein;

wenn meine Darstellung gefällt. Zu besprechen ist noch gar vieles. Einstweilen habe ich aber Geduld, denn dies ganze Büchlein zu schreiben, war wohl anfangs, aber zuletzt nicht mehr, ein Vergnügen.

---

9.

**Pächter Appelboom in Täterow.**

Ein Stückchen in Riemels.

„Jan Jogen, t'is verdüveld hold  
Klapp noch to dägt ens nah,  
Sün wie hier man ehrst ut den Hold,  
Is of Malchien gliel da.“

„Hüt' möten wi bätt Täterow,  
Denn morgenfrüh Klock tein  
Will upp den Wall in Güsterow,  
De Schaapscofent mie sehn.“

So sprök de Pächter Appelboom  
To sienem Knecht Jahann.  
De schlänkert bäten mit den Lohm  
Da gahet de Brunen an.

De Schläden glehr so fir un lies,  
Datt sic in Manenschien  
Don ball, toerst de Klockturn wies,  
Un gliel nachher Malchien.

„Ehn upp de Lamp is z'Abends god,  
Mi jankt darnah, — holl still!  
Ick glöv de Pier rühkt oht dat Brot,  
Wat ick bistellen will.“

So sår de Pächter to den Knecht  
Un steg gemaklich uht.  
Nümms kamm — datt was am gar nich recht,  
He böllt: „Wirthschaft herruth!“

Da kamm Herr Feutel antogahn:  
„Mein Hausknecht liegt sehr krank“  
Såhr de. — „Datt is en legen Kram,  
Den ju de Düvel dank!“

„Wenn Hans de Pier åhr Brot oht gev  
Stahst se doch jümmer schwar,  
Un'd wier mi hehl gewaltig lev  
Wenn se nahst ener wahr.“ —

Et was so allmeist hinner tein,  
Datt Wärer moy un still,  
De Nachwächters wiern all to Bein,  
Doch harn see't jüst nich hill.

Bimarkbar is, wenn ji't nich weet,  
Hier drågt, siet Adam her,  
De Wächters ene lang Trumpeet  
As Handspeht in de Quer.

En stünn dabi. „Fürn lütt Dosür  
Höll ick de Måhren giern?“ —  
„T'schaft hebb'n! — Hans laht em de Pier,  
Kumm rinn, suhp blagen Twiern!“ —

Se drinkt, schmökt, maht de Räkning fwitt,  
Gaht ruht, un wilst in Hast  
To Schläden — doch in dissen sitt  
De Wächter un schlöppt fast! —

Schwerlehd! — Löw, will'n em mal beluhr! —  
Nimm lies de Klocken aff,  
Hans. Nu föhr sachten dörch datt Duhr:  
Rahst jümmern'n Hunnendraff.“

Uns' Wächter schlöp in enen Gang  
Un Hans föhrt lustig to,  
So wahrt datt denn nich alltolang  
Sünd se in Läterow.

Nu, ditt is en bikannter Uhrt,  
Süll ick davon vertell'n  
All watt ick weet, in enen fuhr,  
Ick künn väl Lied versell'n.

In Lätrow föhrn sie dörch de Stadt  
Bätt mirren upp den Mark,  
Un as se ähren Mann da hatt,  
Da larnt se arig stark.

„Na ditt is mie ehn schmuckes Spill,  
Ick denk, he höllt de Pier,  
Un as ick wierer föhr'n will  
So ligt un schlöppt he hier!“ —

De Nachwächter vermünnert sück,  
Wüss nich recht watt he wull,  
Mit ehmal — datt har övern Schick! —  
Schleit da de Stadtklock vull.

De Wächter, noch von Schlap hehl druhß,  
Nimmt fix sien Hurn vört Muhl,  
Un mit sien uhtgerauten Fuß,  
Trumpeetert he nich fuhl. —

In Tätrow hätt de edle Rath  
Dht Wächters angestellt,  
De möten knarrn wenn in de Stadt  
Watt Markliches vörföllt.

As nu uns Fründ bien Tuten is,  
Da warrt datt tennst am gnarrn,  
„Voß Duus! denkt he, datt sünn gewiß  
Kümmdrieverß de di narrn.“

He nimmt sief Positur un brüllt:  
„Hallunken, will ji stahn!“  
Da rönnt von Gruhl un Angst erfüllt,  
De Tätrowschen, Stadt an.

Uns Fründ löppt na. De annern schrien  
Um Hülp; he tuht upp Muhrt,  
Un sett ganz beinig achter in,  
Süht nich nah Steg un Uhr.

De Tätrowschen sünd ährer tein,  
Se lopt in blinne Hast;  
Doch endlich münnen se sief dreihn,  
Süß rönnen se sief fast.

Bi ähren Kiehr, da würens frohd,  
Datt anzeln un allehn  
Aehr Fiend is. Donn ierst fahrens Moth,  
Se schrien, as se am sehn:

Halloh! Helpt holl'n! wi sünnt nich gruhn,  
Wen is de Kierl bekannt? —  
He överst brüllt: „Si sünnt all duhn,  
Sünnt all mien Arrestant!“ —

So röppt dat henn, so schallt dat her;  
De Letrowschen rückt an,  
Uns Fründ bütt heftig Gegenwehr:  
Sien Fien sünt toväl Mann!

Un as he noch üm Hülpe tuht,  
Föhlt Lätrow sich verhöhn.  
Se störrten upp äm vuller Wuth; —  
Donn was't üm äm geschehn! —

Se fangen äm. As uhtlansch Dierth,  
Dat nich to glöben steht  
Wart he surts upp dat Rathhus führt:  
Wo nümms von äm watt weht.

Den nechsten Dag was grote Noth,  
De Stadttag rönn Correhr:  
Allendlich aber würrrenē frohd  
Watt he vörn Bagel wehr! —



Die im Verlage von G. Schmidt & von Giesel  
Wilmars erschienen

# Rechnung der Westphälischen

im

Rechnungsart

mit Rücksicht auf mehrere Corps der Nord-Strasse

von

Kar. Heinrich Franke

enthalten:

- I. Eine Geschichte Westphalens und seine Provinz unter der  
Königlichen Regierung.
- II. Die Westphälische Provinz durch d. Franzosen, 1801.
- III. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1802.
- IV. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1803.
- V. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1804.
- VI. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1805.
- VII. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1806.
- VIII. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1807.
- IX. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1808.
- X. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1809.
- XI. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1810.
- XII. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1811.
- XIII. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1812.
- XIV. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1813.
- XV. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1814.
- XVI. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1815.
- XVII. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1816.
- XVIII. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1817.
- XIX. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1818.
- XX. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1819.
- XXI. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1820.
- XXII. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1821.
- XXIII. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1822.
- XXIV. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1823.
- XXV. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1824.
- XXVI. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1825.
- XXVII. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1826.
- XXVIII. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1827.
- XXIX. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1828.
- XXX. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1829.
- XXXI. Die Westphälische Provinz durch die Franzosen, 1830.

Die im Verlage von **S. Schmidt & von Cossel** in  
Wismar erschienenen

## Feldzüge der Mecklenburger

im

Befreiungskriege,

mit Rücksicht auf mehrere Corps der Nord-Armee,

von

**Dr. Heinrich Francke,**

enthalten:

**I.** eine Schilderung Mecklenburgs und seiner Noth unter der Herrschaft Napoleons.

A) die Besitznahme d. Großherzogthümer durch d. Franzosen, 1806.

B) die Noth der Großherzogthümer durch Plünderung, Brandschatzung, Requisitionen und Contributionen, Durchmärsche, Einquartirung, Standlager u. von 1806—1812.

C) Feldzug der Mecklenburger nach Rußland 1812.

**II.** Die Großherzogthümer reißen sich vom Rheinbunde los und rüsten sich gegen Frankreich 1813.

A) Errichtung der freiwilligen Jäger-Corps in Mecklenburg-Schwerin unter dem Grafen von der Osten-Sacken und dem Obersten von Müller; Mobilmachung der Garde unter dem General von Both, der Linien-Infanterie unter General von Fallois, der Landwehr unter dem Hochseligen Erbgroßherzoge Friedrich Ludwig.

B) Errichtung des Husaren-Corps in Strelitz unter dem Obersten von Warburg.

C) Feldzug an der Elbe nach Hamburg. Hamburgs und Lübecks Schicksal. Waffenstillstand.

D) Feldzug in Mecklenburg.

E) Feldzug der vereinten Corps in Holstein und Schleswig. Friede zu Kiel. Hamburgs Noth.

F) Feldzug der Strelitzer.

G) Landwehr.

**III.** Feldzug der Mecklenburger nach Frankreich. Blockade von Jülich. Ruhm der Strelitzer Husaren. Heimkehr und Triumph.

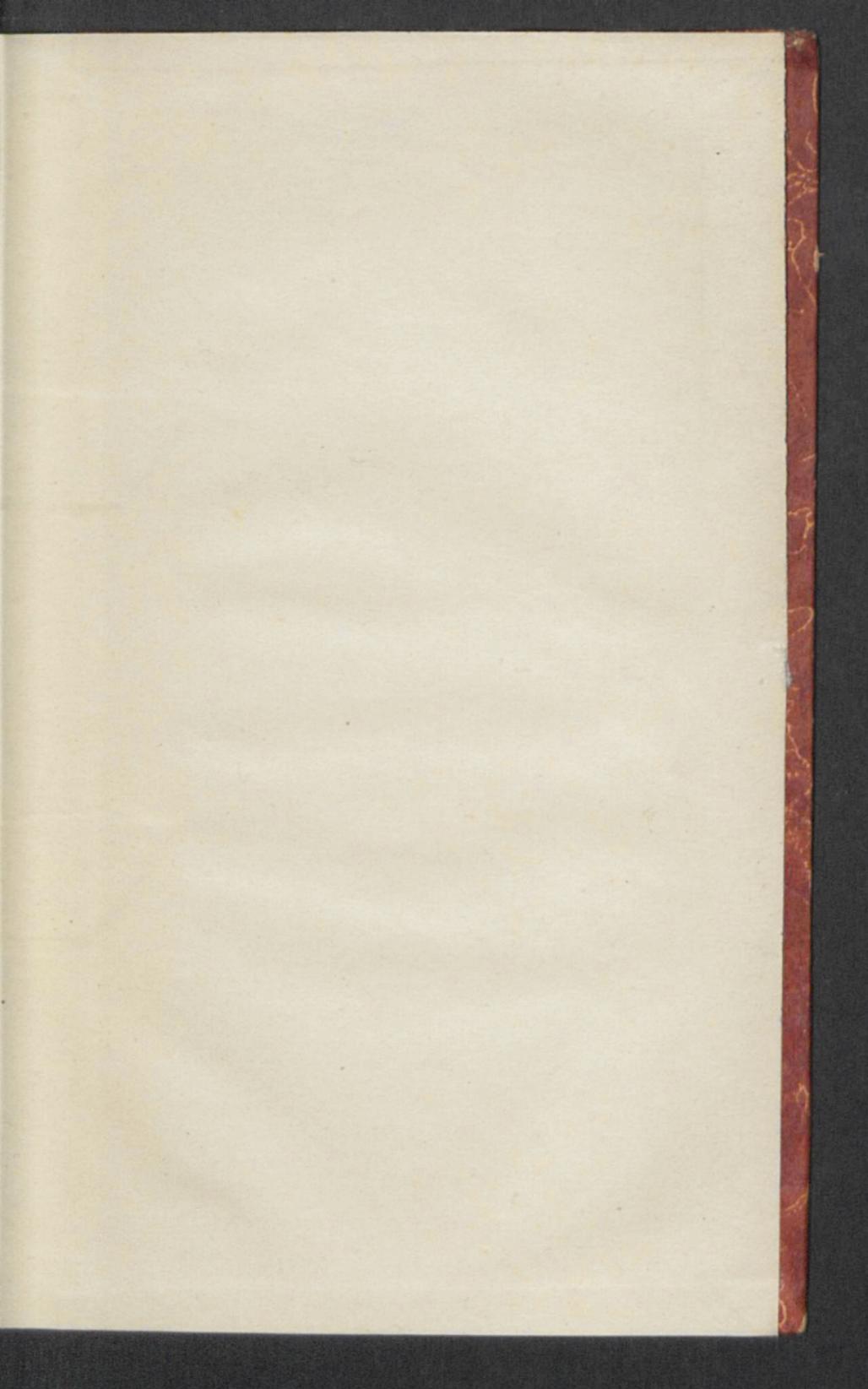
**IV.** Zweiter Krieg gegen Frankreich 1815.

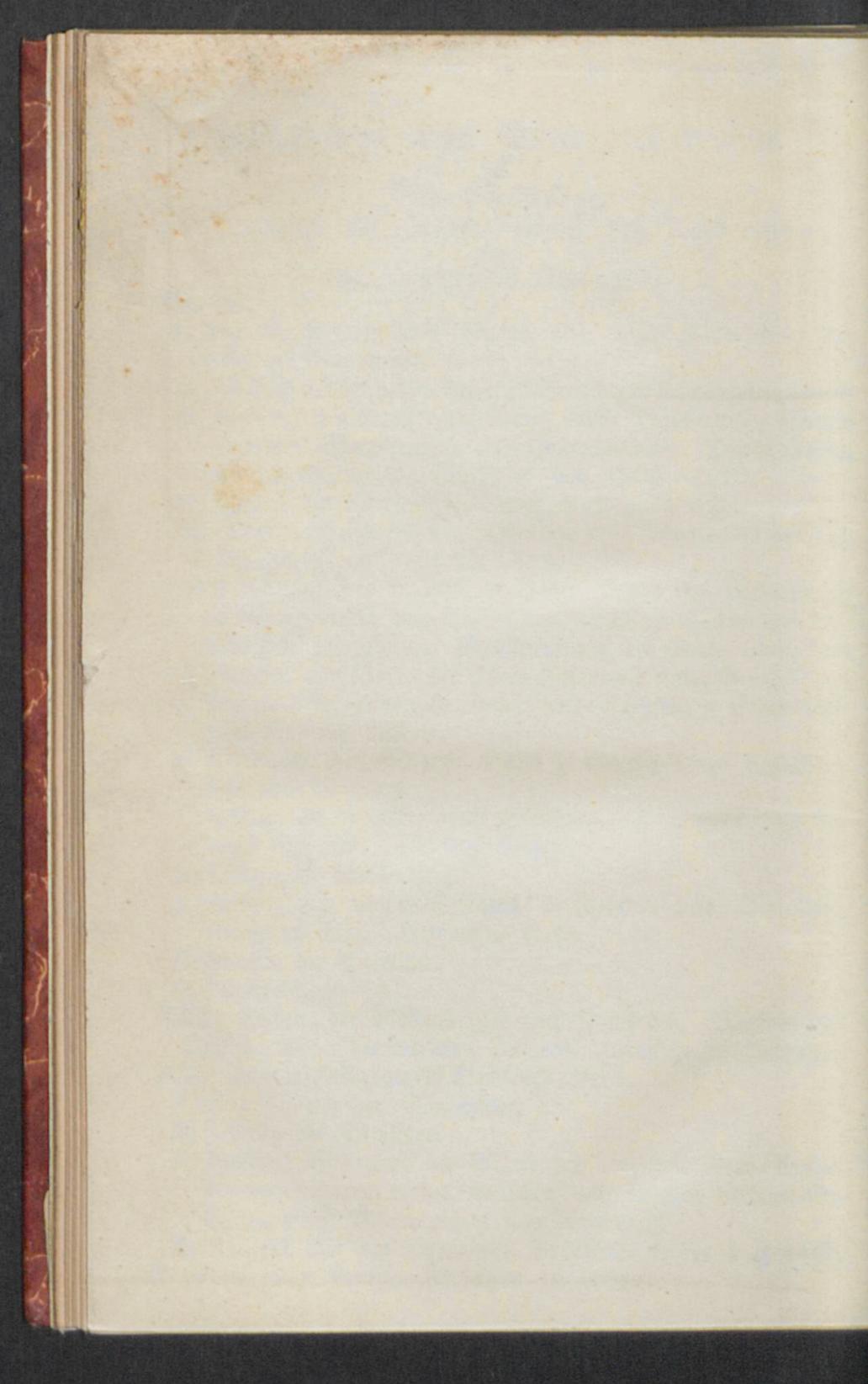
A) Der Feldzug der Schweriner.

B) Feldzug der Strelitzer.

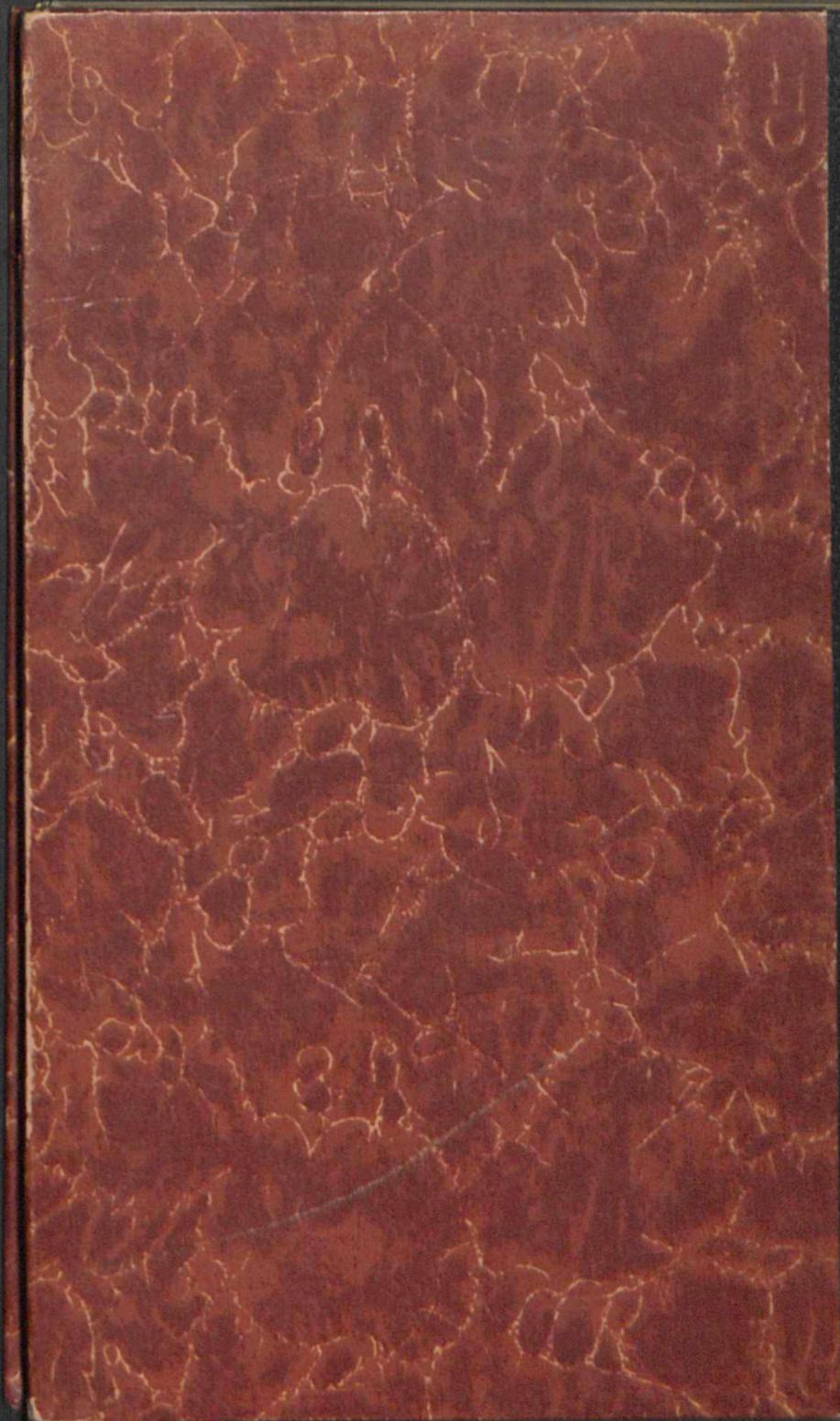
C) Anhang, enthaltend die Stärke der deutschen Nord-Armee, der verschiedenen mecklenburgischen und anderen verbundenen Corps, nebst Bemerkungen und Anekdoten.

Das Werk mit der Karte von Sehestädt kostet 1  $\text{R}^{\text{th}}\text{r}$  24  $\text{S}$ ,  
und ist in allen Buchhandlungen zu haben.





23. Juli 1954



Die ersten werden für stolz,  
genommen, beides läuft abe  
Menschenfurcht hinaus. We

## 29.

Verzage nicht. Noch  
Und ist das Finden o  
Wird doch der treue  
Der redlich eine Bru

Es ragen einzelne Be  
sondere Umstände, d  
eintreten, nicht sel  
was man nach de  
diesem Lande sich a

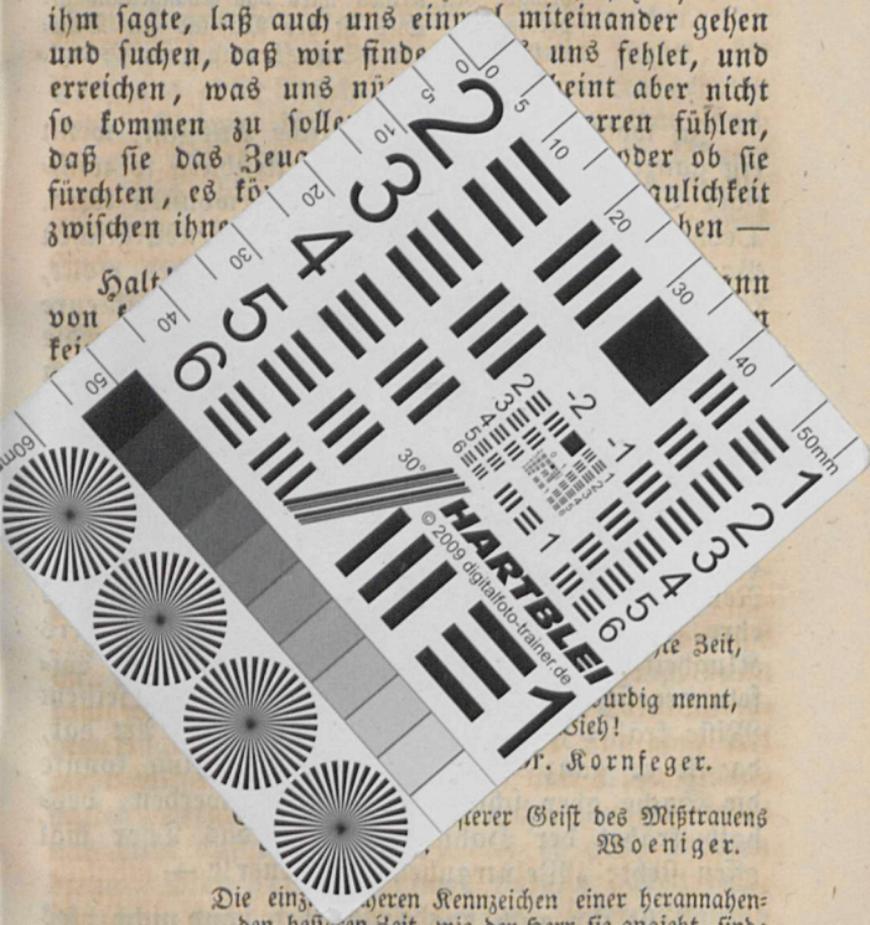
Es hat aber, Gottlob,  
gefehlet, daß ein wackerer V  
Anklang findet, und so fan  
aus der Teterower Gegend t  
welche wußten, daß sie wa  
die Pogge kannten.

Nun, über diese Versamm  
Jahr geschrieben worden,  
das in allen Ständen gesu  
Großherzog selbst dies Unte  
für dasselbe gethan u. s. w.  
Versammlung ging später d  
und leider, leider ist diese di  
verwaiset.

Man sollte kaum glau  
sei. Es scheint so viele tüch  
lenburg zu geben, und die  
tig genug, daß sie selbst rief  
aber es wollte niemand sich  
den ein Pogge inne gehabt  
ten recht, daß sie nicht unbel

Kommen werden und müssen aber Leute, die die Sache wieder aufnehmen. Der Großherzogliche Beamtenstand, der doch gezogen und geschult ist, die Verhältnisse der Hauswirthe so recht an der Schnur zu haben, der wäre freilich der nächste dazu, und es würde ganz gut lassen, wenn sich der Beamtete neben den Hauswirth setzte, und ihm sagte, laß auch uns ein wenig miteinander gehen und suchen, daß wir finden, was uns fehlet, und erreichen, was uns nöthig ist. Ich meine aber nicht so kommen zu sollen, daß man sich Herren fühlen, daß sie das Zeugnis geben, daß sie nicht wissen, oder ob sie fürchten, es könnte eine Unzulänglichkeit zwischen ihnen sein.

Halt! von freier Hand



...ie Zeit,  
...urbig nennt,  
...Sieh!  
...r. Kornfeger.

...erer Geist des Mißtrauens  
...oeniger.

Die einzigen besseren Kennzeichen einer herannahenden besseren Zeit, wie der Herr sie angiebt, sind:  
1) Wenn lang genährte Vorurtheile endlich zu schwinden anfangen: die Blinden sehen. 2) Wenn gelähmte Kräfte sich neu beleben: die Lahmen gehen. 3) Wenn das sittliche Verderben erkannt und tief empfunden wird: die Ausfägigen werden rein. 4) Wenn tausendmal verkündigte